Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierzehnter Jahrgang

Nr. 3 — Marburg i. H., den 18. Januar — 1900

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1620 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Noch einmal: Sind Worte Thaten? — Jesus, der Sohn des hilfreichen Gottes — Der Apostel Paulus und sein Evangelium. Schluß — Der Prozeß Weingart. Schluß — Ein Notschrei — Antwort an Herrn Professor Bautz in Münster — Deutsche Missionsarbeit in Transvaal — Pieta — Verschiedenes: Der Kranken Trost (Berbig); Synonymik des Neutestamentlichen Griechisch (Heine); Goethelitteratur (Vogel, Bode, Vilmar); Reminiscences (Betham-Edwards); Kleine Mitteilungen (Haeckel; Geburtenüberschuß; Neujahrsgruß aus Oestreich) — Anzeigen

Noch einmal: Sind Worten Thaten?

Sie meinen, sie würden erhöret, wenn
sie viel Worte machen. Matth. 6, 7

Leeres Geschwätz ist immer vom Uebel. Nicht das Plaudern, Scherzen, „Konversation machen" ist uns darum verwehrt. Man darf unendlich Viel sagen, was scheinbar keinen Wert hat, wenn nur Etwas *dahinter* ist, ein Fonds, eine Persönlichkeit. Wo Nichts dahinter ist, oder wo wir im Reden unser besseres Ich verleugnen, da ist es leeres, unnützes, nichtiges, sündhaftes Geschwätz. Da gilt das Wort Christi, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.

Wenn nun Einer beim Beten leere Worte macht, da wird auch der Unfromme zugeben, daß das die Höhe unnützen Geschwätzes ist. Jesus warnt seine Jünger, wenn sie beten, nicht Viel zu plappern wie die Heiden. Auch Christen bringen das fertig. Auch sie meinen wohl, sie würden erhört, wenn sie viel Worte machen. Der Rosenkranz und ähnlicher Brauch in der katholischen Kirche verführt dazu. Mir sind die zwei Frauen vor andern in der Erinnerung geblieben, die auf der hölzernen Brücke in Luzern beten, betteln und gaffen.

Es ist gewiß wahr: dann lieber gar nicht beten. Dennoch gehört das Worte finden zum Gebet. Es ist nicht gut, wenn man seine Religion nur in frommen Stimmungen erlebt. Wir denken in Worten. Und Gott will, daß wir an ihn denken, über ihn denken, denkend mit ihm reden. Es dürfen auch viele Worte sein. Worte aus innerem Drange, Worte der Sehnsucht. Nicht daß die Lippen sie sprechen müßten, er versteht sie ohne das, aber Worte doch, klare Worte, in denen der Geist sich regt und sich emporringt aus der Stumpfheit des Erdendaseins. Solche Worte sind Thaten.

Und ein Anderes thut uns so not, wäre eine unermeßlich wichtige That. Wenn wir das gegenseitige Schweigen über religiöse Dinge brechen könnten! Zum Teil beruht es ja auf heiliger Scheu, ist Zeichen des Ernstes und der Innerlichkeit. Zumeist aber ist es doch das Gegenteil: Mangel an Ernst und an Mut. Scheu vor dem Terrorismus der Gleichgiltigkeit, Scheu auch vor dem Verdikt falscher (oder vermeintlicher!) kirchlicher Ansprüche. Wie würde das Gott gefallen, wenn öfter Zwei oder Drei sich zusammenfinden wollten in männerhaftem Gespräch über die tiefsten und höchsten Fragen. Unsre Leser wissen, ich meine nicht männerhaft in dem Sinn, daß keine Frauen dabei sein oder Frauen nicht mit reden dürften. Aber die Männer müssen in dem, was ich meine, vorangehen. Wir müssen wieder Worte finden für unsre Glaubensmeinung, damit der Glaube wieder anfange uns auszufüllen. Hat er die Worte nicht, wie soll er die Thaten haben? Worte sind Thaten. Ein reiner und wahrhaftiger Gottesdienst wäre das, wenn wir wieder lernten uns gegenseitig austauschen. Nicht nach Theologen Weise, nicht redend wie die Pfarrer reden: in eigner Weise und mit eignen Worten. Es dürften auch Zweifel an den Tag kommen, starke Zweifel, vor denen die Herren, die das „Wächteramt" überkommen zu haben glauben, einen Schrecken kriegen. So stark müßten die Zweifel sein, daß es für den Stärkeren lohnt, sie zu binden; denn mit dem schlechten, thörichten, flüchtigen Zweifelkram, der sich gemeinhin breit macht, kann Gott sich wirklich nicht abgeben. Wo aber redliche Menschen in redlichen Worten mit einander ihn suchen wollten, da wird er selber das Wächteramt führen und wird sie in aller Wahrheit leiten. R

Jesus, der Sohn des hilfreichen Gottes

Markus 2, 13—17

Was haben nur die Leute vor Levis, des Zolleinnehmers Hause zu gaffen und zu plaudern? Ja, drin geht es hoch her. Fröhliches Geplauder, lustiges Klirren von Bechern und Schüsseln dringt heraus. Was bedeutet das? Die halbe Zöllnerschaft sitzt um ein Mahl, und mitten drin — du rätst es nicht — Jesus von Nazareth, der das Gesetz besser wissen will als die Meister auf Mosis Stuhl. Aber was ging denn vor? Levi saß in seiner Zollbude drunten am See. Da kommt ein großer Menschenschwarm: Jesus, von vielen Leuten umgeben, wie sie ihm immer nachlaufen. Und da? Da blickt er mit seinen wunderbaren Augen in die Zollbude Levis, bleibt stehen und sagt nur: Folge mir nach! Und Levi? Schnell packt er seine Sachen, läßt seine Bude und sein Brot und geht mit ihm. Nun feiert er mit seinen Kollegen Abschied, mit Jesus und seinen Jüngern Willkomm. — Aber paßt sich denn das? So meinen auch ein par Agenten der pharisäischen Partei. Jesus giebt die Antwort. Was er hier thue? Nicht Gleich und Gleich gesellt sich hier, sondern die Hilfe setzt sich zur Not, der Arzt zu den Kranken. Levis Gastsaal ist ihm ein Krankenhaus. Vielleicht, daß sich Einer emporheben läßt durch die Hand eines Mannes, der ihm giebt, was ihm Jeder verweigert trotz seines Geldes: Achtung und Vertrauen. Und warum läßt er die Pharisäer so hart an? Er hat Nichts zu thun bei ihnen. Er sucht ja keine Genossen, sondern Kranke, und sie sind ja so gesund! Ist das sein Ernst? Nein, es ist heller klarer Spott. — Das ist Jesus ganz, der einsam und groß alle Begriffe auf den Kopf stellt; er achtet, wo Jeder spottet, und er spottet, wo Jeder achtet.

Dieses Augenblicksbild aus der Tagesarbeit Jesu ist eine Anschauung zu dem, was wir Weihnachten sangen: Er will euer Heiland selber sein, von allen Sünden machen rein. Uns weht daraus ein erquickender Hauch der Liebe an, die ohne Rücksicht auf das, was die Leute sagen, die Sünder sucht. Und ist nicht das noch prächtig an der Geschichte: Jesus, voll heiligen Spottes? Wie tief muß ihn die Ablehnung der Frommen verwundet haben, wenn seine Liebe spotten kann?

Und uns giebt er ein Recht, wo der Dünkel den Panzer der Unfehlbarkeit gar zu fest um den Leib gezogen hat, den Pfeil des Spottes aus dem Köcher zu holen, nur daß er auf die Sehne der Liebe, nicht auf die der Schadenfreude gelegt wird.

Wir sind gewohnt, Jesus nur mit dem großen Hintergrunde der Ewigkeit Gottes zu denken. Hat man sich lange gequält, ein blutleeres Gedankengebilde, das man Jesus nannte, mit einem blassen Gottesbegriff zusammenzuschaffen, uns ist eine neue Aufgabe gestellt. Der blutwarme Mensch Jesus voll Eigenart und Temperament, der auch spotten kann, er soll zusammen mit dem ewigen Willen, der die Welt regiert! Suchend und tastend mag die Ahnung der Seele einen Zusammenhang schaffen zwischen dieser so frischen Gestalt und dem Ewigen, der nicht nur Sein, sondern mächtiger heiliger Wille ist. Am Ende leuchtet die Gewißheit hervor, daß in Jesus der hohe Wille, der die Welt schuf und ihre Wege lenkt, sein Werk an seiner wichtigsten Stelle wieder in die rechte Bahn lenken will. So stellt sich eine unmittelbare Leitung her zwischen dem Seelenarzte und dem hohen Herrn der Welt. Und Levis des Zolleinnehmers Haus erglänzt im göttlichen Licht sündersuchender Barmherzigkeit.

Aber das Spotten, das Spotten? Als ob Gott nicht spotten könnte? Wenn du das Gefilde deines Innern träg vernachlässigt hast und dir auf einmal die Giftpflanze einer groben Sünde in die Augen stößt — klingts dir dann nicht wie leises Spotten Gottes? Und ists nicht, als dröhnte donnernd ein großes göttliches Spotten über Himmel und Erde, wenn ein Volk zusammenbricht, das auf das Trugrot seiner Wangen zeigend dem Seelenarzte Jesus die Thür gewiesen? Und was Andres sagt die Schrift? Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade!

Niebergall

Der Apostel Paulus und sein Evangelium

2. Die religionsgeschichtliche und psychologische Erklärung der Widersprüche

Die Thatsache selbst, daß der Apostel Gegensätze in seinem Evangelium unausgeglichen neben einander bestehen ließ, ist schon längst erkannt und anerkannt worden. Besonders Otto Pfleiderer hat sie in durchsichtigen und scharfsinnigen Ausführungen gewürdigt. Mit Recht weist er zur Erklärung in erster Linie auf die beiden mächtigen Geistesströmungen des paläftinensischen Judentums und des Hellenismus hin, die zweifellos stark auf den unter Griechen geborenen und in Jerusalem von den Rabbinen gebildeten Juden eingewirkt haben. Manche Verschiedenheit wird aus solchen Ursprüngen abzuleiten sein. So ist die Ableitung der allgemeinen Sündhaftigkeit und Verbreitung des Todes aus der Ungehorsamsthat des Adam jüdische Ueberlieferung. Die Erklärung aus dem verweslichen Fleische ist echt griechisch, obwohl hier der Apostel die letzten Folgerungen des hellenischen Dualismus nicht gezogen hat. Aus denselben Wurzeln entspringen zum Teil einerseits die Vorstellungen der Parusie, der Auferstehung und des Gerichts, andrerseits die Verleihung eines von dem beschwerlichen irdischen Leibe ganz verschiedenen Herrlichkeitsleibes. Diese religionsgeschichtliche Ableitung hat ihr volles Recht; sie muß sogar noch viel umfassender und gründlicher angewendet werden. Allein sie ist doch noch keine eigentliche Erklärung, kein wirkliches Begreifen des Thatbestandes. Auch wenn es einmal gelingen sollte, alle Fäden des Gedankengewebes zu fassen und und bloß zu legen, dann bliebe immer noch die wichtigste Frage zu lösen: wie konnten sie sich zu solcher Vereinigung in einer Persönlichkeit zusammenfinden? Darauf kann nur eine eindringende psychologische Analyse zu antworten versuchen.

Das führt uns zu dem Manne selbst, zu seiner Persönlichkeit und zu den Verhältnissen, in denen er lebte. Ueber lückenhaftes Erkennen werden wir hier sicherlich nicht hinauskommen. Nicht nur sind unsre Quellen versprengte Fragmente. Wir haben nur Briefe, zu denen uns die andre Seite fehlt. Vor allem aber: das Tiefste und Beste wird uns grade bei den genialen Größen der Weltgeschichte bis zu einem gewissen Grade Geheimnis bleiben. Doch einige wertvolle Mittel, das Dunkel aufzuhellen, hat uns der Apostel selbst an die Hand gegeben.

Da ist denn von vornherein zu betonen, daß der Apostel selbst nichts Anderes sein will als ein schlichter, rhetorischen Glanz verschmähender Verkündiger des Evangeliums von Christus. Seelen will er gewinnen in der kurzen bösen Zeit, um sie aus dem Verderben, vor dem bald entbrennenden göttlichen Zorn, zu retten. Und die Gewonnenen nimmt er in seine väterliche Obhut, sucht sie vor Rückfall zu behüten und als eine reine Jungfrau ihrem Manne, Christus zuzuführen. Er hat sodann die jungen Christen zu Gemeinschaften fester zu verbinden und so die Anfänge einer Organisation zu schaffen. Das Errungene muß er weiterhin verteidigen gegen Angriffe von außen und innen. Um allen diesen Aufgaben als Missionar, Seelsorger, Gemeindeleiter und kirchlicher Organisator gerecht zu werden, konnte der Apostel wahrlich nicht mit einem in der Studierstube ersonnenen dogmatischen System auskommen. Wie er es selbst als seinen Wunsch bezeugt, mußte er sich den Bedürfnissen der verschiedensten Individualitäten und Lagen anpassen. Ohne eine gewisse Diplomatie ging das nicht. So scheut er denn auch nicht das Bekenntnis: er sei Allen Alles geworden.

Greifen wir noch einmal auf die angeführten Beispiele zurück. Zu den Galatern mußte er vielfach mit andern Worten vom Gesetze sprechen wie zu den Römern. Jene mit ihren massiven Vorstellungen und Bedürfnissen, denen der Apostel zum Schlusse wünscht, daß die Gnade des Herrn mit ihrem Geiste sein möchte, waren selbst vor der Zumutung der Beschneidung nicht zurückgeschreckt. Und doch hatte ihnen der Apostel eine ganz anders geartete Unterweisung gründlichst zu Teil werden lassen. Hier waren schärffste Worte am Platze. Ganz anders lagen die Dinge in Rom. Dort hatte er persönlich noch nicht gepredigt. Darum will er die ihm unbekannten Christen erst einführen in sein Evangelium, sie gewinnen für seine gesetzesfreie Praxis und, so weit sie schon geübt wurde, in ihr bestärken. Zu diesem Zwecke hatte er die Bedenken, die ihm etwa entgegengehalten worden waren oder eingeworfen werden konnten, zu widerlegen. Er mußte sich verteidigen gegen den Vorwurf, ein Feind der alttestamentlichen Religion, ein Freund oder Dulder ungesetzlichen, unsittlichen Wesens zu sein. Dabei denkt er den Galatern gegenüber mehr an die kultische, zeremonielle, den Römern gegenüber mehr an die ethische Seite des Gesetzes. Schon aus diesem Grunde brauchen wir hier keine eigentliche „Entwicklung" der Ansichten des Apostels anzunehmen. Zudem finden sich auch sehr scharfe Aeußerungen über das Gesetz im Römerbrief und mildere andrerseits im Galaterbrief. — Was ferner den Widerspruch zwischen Theorie und Praxis hinsichtlich des Besitzes des Geistes und zugleich Sündigens bei Christen betrifft, so hat offenbar der Apostel Vertrauen für das beste Mittel der Erziehung gehalten. Er behandelt die Korinther, als wenn sie so wären, wie sie als Christen sein sollten. Dazu kommt, daß der Apostel in seiner Bekehrung eine so wahrhaftige Neuschöpfung erlebt hatte, daß er gar nicht anders konnte, als wenigstens Aehnliches auch bei allen andern Christen voraussetzen. Sein Idealismus behauptet sich der Wirklichkeit zum Trotz.

Damit sind wir schon auf die persönliche Bedingtheit seiner Aussagen gekommen. Besonders bedeutsam zeigt sie sich in der Hoffnung des Apostels auf sofortige Vereinigung mit seinem Herrn nach seinem Tode. So lange er nur an das Schicksal Anderer dachte, schloß er sich der gegebenen Annahme eines dämmerungsartigen Zwischenzustandes der Verstorbenen an. Als er aber selbst in Todesgefahr geraten war und der Sicherheit seines Abscheidens vor der Wiederkunft des Herrn, wie er es nicht anders erwarten konnte, in die Augen geblickt hatte, da genügt ihm jener Glaube nicht mehr. Von dem, was er triumphierend im Römerbrief ausgerufen hatte, daß keine Macht im Himmel und auf Erden ihn von der Liebe

Gottes in Jesu Christo scheiden könnte, macht er die unmittelbare Anwendung auf sich selbst. Er weiß sich mit seinem Herrn unlöslich verbunden. Daß er in Christus ist und Christus in ihm, ist für ihn eine so unumstößliche, selbstverständliche Gewißheit, daß diese innigste Verwachsenheit schlechterdings gar keine Unterbrechung oder Abschwächung erleiden kann. Der Tod ist nur der Durchgang zu völliger Gemeinschaft mit dem Herrn, in dem er zum ewigen Leben schon hier herangereift ist. Diese Entdeckung ist in verschiedener Beziehung von höchster Bedeutung. Wir beobachten, wie der Apostel eine lange und gerne gehegte Vorstellung in dem Momente fallen läßt, da sie seinem innersten religiösen Bedürfen nicht mehr Genüge thut, da er sein persönlichstes Heil durch sie beeinträchtigt befürchten muß. So gleichgiltig gegen die Ausprägung in einer bestimmten Vorstellung kann nur echtester Glaube sein.

Um aber die bunte Mannichfaltigkeit der verschiedenen Aeußerungen des Apostels über die gleiche Angelegenheit ganz zu verstehn, müssen wir noch hinzunehmen die Tiefe seines liebereichen Gemüts ebenso wie die heftige Leidenschaft seines Temperaments. Beides macht sich neben der Schärfe seines Verstandes und der rabbinisch gelehrten Gedankenvermittlung selbst in seinen Briefen bisweilen ohne allen Uebergang geltend. Auf eine rührende, zu Herzen gehende Erinnerung an die köstlichen, zu den höchsten Opfern begeisternden Tage der ersten Liebe kann unmittelbar folgen eine trockene allegoristische Schrifterklärung. In andern Fällen wechselt eine bis an die Grenzen der Selbstachtung gehende Selbstdemütigung mit stolzestem Bewußtsein um seine hohe Würdestellung, um seine unvergleichlichen Leistungen, nicht ohne daß er letzteren gegenüber bekennt, Alles der Gnade Gottes zu verdanken.

So ist die religionsgeschichtliche und psychologische Methode geeignet, manche Rätsel in dem Wunderbau des Paulinischen Evangeliums zu lösen, indem sie uns die Persönlichkeit mit ihrem Empfinden, Denken und Glauben inmitten ihrer Umgebung begreifen lehrt. Aber sie hat ihren letzten und höchsten Zweck damit noch nicht erreicht. Sie will hier wie auf dem Gebiete der christlichen Religion und Theologie überhaupt, nachdem so lange die Dogmengeschichte im Bunde mit der Darstellung der Entwicklung von Verfassung und Kultus das Feld der theologischen Forschungen behauptet hat, nunmehr endlich zum Mittelpunkt, dem religiösen Leben selbst, von dem jene nur die Niederschläge und Ausgestaltungen sind, vordringen. Sie stellt sich als Ziel, in dem Wechsel der Vorstellungen und Gedanken den bleibenden religiösen Kern zu entdecken. So will sie z. B. nicht dabei stehn bleiben, bei Paulus etwa in der Sündenlehre den jüdischen und hellenischen Einfluß festzustellen. Sondern sie entdeckt hinter diesen unausgeglichenen Verschiedenheiten das religiös Wichtige und Gemeinsame. In beiden Fällen nämlich erscheint die Sünde als eine übermächtige Gewalt, als eine Königin, die schon vor dem einzelnen Menschen da ist und ihn widerwillig in ihren Dienst zwingt. Vergeblich ringt der Mensch mit ihr. Das Gesetz macht den Zustand nur noch verzweifelter, indem es statt der Sünde Einhalt zu thun, zu immer häufigeren und schwereren Uebelthaten reizt. Knechtung und Fesselung bleibt das trostlose Ergebnis. Helfen kann nur Gott mit seinem Geiste. Im Geiste allein ist die Kraft gegeben, die Sünde zu überwinden. Viel mehr als die gedankenmäßige, begriffliche Erklärung, die Paulus für diesen Thatbestand zu geben weiß, muß uns interessieren, was hinter dem Allen lag, das heiße Ringen der Persönlichkeit mit der Sünde und ihr endlicher Sieg in der Erlösung durch Christus.

Wertvolle Beiträge zum Verständnis der Persönlichkeit und des Evangeliums des Paulus in der angedeuteten Richtung verdanken wir der neuesten Zeit. In einem höchst anschaulichen, bei aller kühnen Phantasie mit den Farben der Wirklichkeit gemalten Bilde stellt uns Wernle Paulus als Heidenmissionar dar. In fesselnder Weise versteht er es, ihn als Mann der That, nicht des Spekulierens zu zeichnen, wie er unter Kampf und mannichfacher eigener Schwachheit seine Riesenaufgabe bemeistert. Einen andern Ausschnitt seiner Thätigkeit behandelt Weinel, indem er Paulus als Organisator uns vor Augen führt. Hier habe er sich auf dem Felde seiner eigentlichen Begabung bewegt. Besondere Aufmerksamkeit wird der Bedeutung des Enthusiasmus sowohl beim Apostel selbst wie bei seinen Gemeinden gewidmet. Beide Vorträge enthalten eine Fülle feiner Bemerkungen zur Charakterisierung des Paulus. Selbständig in den Spuren Gunkels wandelnd hat uns Weinel auch ein ebenso geistvolles wie gelehrtes, die oben gekennzeichnete Tendenz verfolgendes Buch über „die Wirkungen des Geistes und der Geister im nachapostolischen Zeitalter bis auf Irenaeus“ geschenkt*). Diese Arbeiten, auf die hier nicht mehr näher eingegangen werden kann, seien aufs wärmste den Lesern empfohlen. Ohne reiche vielseitige Anregung wird sie Niemand aus der Hand legen.

Zum Schluß noch ein mehr praktisch gerichtetes Wort! Aus allen obigen Ausführungen ergiebt sich, wie unrecht die sogenannte, auch heute noch zum Ketzergericht so vielfach geneigte Orthodoxie mit ihrer Betonung der reinen rechten Lehre hat. Schon das Zeugnis des Urchristentums hat diesen Standpunkt gerichtet. Insbesondere der Apostel Paulus wollte sich freuen, wenn Christus nur auf irgend eine Weise verkündigt werde. Schließlich liegt jenem Dringen auf rechte Lehre ein Rationalismus zu Grunde, der wenig Ahnung hat von dem eigentlichen zarten Geheimnis der echten christlichen Frömmigkeit, dem Sein und Wandel im Licht. Verstummen sollte aber auch angesichts der heutigen ernsten, auf das Innerste gerichteten Forschung der sogenannten „liberalen“, der wissenschaftlichen Theologie der selbst noch von Freunden unbefangener Forschung hie und da erhobene Vorwurf, sie klebe an der Peripherie und vergeude ihre Kraft an Nebendinge. Die Zeiten sind, wenn sie überhaupt waren, Gott sei Dank vorüber.

Grafe

Der Prozeß Weingart

3

Der Vertreter der Anklage hatte ohne weitere Begründung rein formell gegen das Urteil der ersten Instanz Berufung eingelegt, damit dem Landeskonsistorium Gelegenheit gegeben würde, seinerseits zu der vorliegenden Sache sich zu äußern.**) Auch Pastor Weingart rief die Entscheidung der oberen Instanz an. Er glaubte statt des „ernsten Verweises“ nur eine „Warnung“ verdient zu haben. Außerdem sah er sich in Rücksicht auf seine der Mehrzahl nach aus liberalen Elementen zusammengesetzte Gemeinde veranlaßt, Punkte aus der ersten Verhandlung, die sowohl der Behörde zu Mißverständnissen Anlaß gaben, als auch in seiner Gemeinde die Meinung erwecken konnten, als hätte er einen leisen Rückzug angetreten, klar zu stellen. Namentlich galt dies für seine Erklärung: daß er nicht berechtigt sei, eine von der öffentlichen Kirchenlehre abweichende subjektive theologische Auffassung an Stelle der grundlegenden Glaubenssätze der öffentlichen Kirchenlehre in seiner lehramtlichen Thätigkeit zum Ausdruck zu bringen.

In der am 9. November 1899 stattfindenden Verhandlung vor dem Landeskonsistorium, zu der auch der Landessynodal-Ausschuß hinzugezogen war, hob Weingart dem entsprechend hervor, daß er von der Wissenschaft anerkannte Interpretationen des Bekenntnisses, z. B. des vere resurrexit (er ist wahrhaftig auferstanden) der Augustana, nicht als subjektive Lehrmeinungen ansehen könne. Er sei daher nicht in der Lage zuzugeben, daß die von ihm vertretene objektive Visionshypothese in der Auferstehungsfrage eine Abweichung vom Bekenntnis bedeute. Denn der Theologe verpflichte sich nicht auf die anatomischen Einzelheiten, sondern auf den Kern und Stern der

*) Alle drei Schriften erschienen bei J. C. B. Mohr.

**) So laut mir zugegangenem Bericht. Mir schiene das ein unzureichendes Motiv. Aber es kommt darauf Nichts an. Zum Thatbestand vergl. Deutsch-Evangelische Blätter, Heft 1, S. 61 f. Ueberhaupt ist Beyschlags Artikel dort außerordentlich beachtenswert.

Bekenntnisse, und habe sie auf die Wissenschaft gestützt auszulegen und innerhalb der Gemeinde in Geist und Leben umzusetzen. Unter subjektiver Lehrmeinung verstehe er und habe er auch vor der ersten Instanz nichts Anderes verstanden als Gedanken, die ihm vielleicht augenblicklich in einem Gefühlsmoment, ohne gründliche Ueberlegung kämen. Auf sein Kolloquium vor seiner Anstellung in Osnabrück verwiesen, in dem er nach Meinung der Kollokutoren sich zum Glauben an die äußerliche Auffassung der Thatsachen des Heils bekannt habe, erwiderte Weingart, daß eine derartige Auslegung seiner Erklärung durch seine Erziehung, theologische Vorbildung und Vergangenheit von vornherein hätte ausgeschlossen sein müssen*). Er bezöge vor wie nach in Uebereinstimmung mit allgemein giltigem philosophischen Sprachgebrauch den Begriff „Thatsache" nicht nur auf äußerlich-sinnliche, sondern noch viel mehr auf innere geistige Vorgänge.

Durch diese entschiedenen Aeußerungen Weingarts sowie dadurch, daß er die Frage, ob der Erdenleib Jesu im Zustande der Verklärung das Grab verlassen habe, mit einem runden Nein beantwortete, wurde zwischen ihm und seinen Richtern, die an der buchstäblichen Auslegung der symbolischen Bücher festhielten, eine unüberbrückbare Kluft geschaffen. Diese kehrten infolge der nunmehr erheblich verschärften Situation den strengsten Rechtsstandpunkt gegen Weingart heraus, gaben der Berufung des Anklägers statt, und verurteilten Weingart zur Amtsenthebung unter Belassung eines seinem Dienstalter entsprechenden Ruhegehalts.

4

Treten wir nunmehr in die Beurteilung des gesamten Prozesses, insbesondere seines letzten Ergebnisses ein.

Da wir uns möglichst wenig auf die persönliche Seite der Sache einlassen wollen, sei nur vorübergehend erstens gefragt, ob und wieso Pastor Weingart, wenn er schuldig war, eine so harte Strafe verdiente. Weingart hat als ehrlicher, lauterer Charakter wiederholt, auch vor seiner Gemeinde, bekannt, daß er thatsächliche Verfehlungen begangen habe in Ton und Ausdruck, namentlich hinsichtlich der dem Prediger für seine Redefreiheit gezognen Schranken des Taktes und der Rücksicht auf alle Gemeindeglieder. Er habe auch sachlich — auf der Bezirkssynode — in seiner einseitigen Kritik des Gebetes zu Christus verstoßen. Wenn nun dieses Zugeständnis von dem Versprechen begleitet war, daß er künftig alle kritischen Schärfen, alle Ausdrücke, die Andersgläubige verletzen könnten, vermeiden wolle: mußte da auf Amtsenthebung entschieden werden? Wenn Weingart in seiner Oster- und Himmelfahrtspredigt die sogenannte objektive Visionshypothese verwendete**), that er es denn in einer andern Absicht, als um dem ehrlichen Zweifel an dem lebendigen Christus, dem Auferstandnen, zu Hilfe zu kommen? Diese gute Absicht des Angeschuldigten lassen die Richter zweiter Instanz gänzlich außer Acht, obwohl die Richter erster Instanz ihm ausdrücklich bezeugen: „daß seine Gottesdienste auch von solchen Gemeindegliedern gern besucht werden, welche sich bisher von dem kirchlichen Leben ganz ferngehalten haben!" Es lag doch unter keinen Umständen eine dolose Absicht auf Untergrabung der Kirchenlehre vor, sondern nur ein sehr wohlgemeinter Vermittelungsversuch zwischen dem in der Kirchenlehre enthaltnen Evangelium und dem Bedürfnisse der heutigen fragenden und zweifelnden Gemeinde. Rein vom Standpunkte der Richter angesehen, mußte das für ein billiges Urteil schwer in die Wagschale fallen.

Aber zum Zweiten. Das Erkenntnis des Landeskonsistoriums ist in seinem innersten Nerv so unpersönlich gehalten, daß es uns jeden weiteren Eingehens auf die kasuelle Veranlassung überhebt. Für das Landeskonsistorium giebt es — nach dem Erkenntnis — nur ein ausschlaggebendes Interesse,

*) Es ist in der That schwer zu glauben, daß die Kollokutoren über die theologische Qualität des zu Prüfenden irgend sollten in Unkenntnis gewesen sein. Damals (1897) wurde eine laxe Praxis beliebt.

**) Vgl. darüber Professor Reischle in Nr. 1.

d. i. keinerlei Abweichung zu dulden („in wesentlichen Punkten" — aber welche sind die?) „von der objektiven Grundlage, von der in der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover geltenden Kirchenlehre, wie sie in der heiligen Schrift gegeben und in dem Bekenntnis, insbesondre der Augsburgischen Konfession, zusammengefaßt ist" (Amtsbl. S. 81). Hier ist, zwar ziemlich schwerfällig, die in Hannover geltende Kirchenlehre wörtlich gleichgesetzt mit der objektiven Grundlage des Lehrstandpunktes, den ein Prediger in dieser Kirche einzunehmen hat. Wenn dann auch noch Bibel und Augustana angeführt werden, so wird dadurch nicht verdeckt oder aufgehoben, daß das Kirchenregiment in seiner Entscheidung einzig den Standpunkt der strengen klassischen Orthodoxie als in Hannover berechtigt statuiert. Damit stimmt, daß alle Berufung auf theologische Wissenschaft, Gemeindeglauben und Gewissen des Predigers im Folgenden schonungslos abgethan wird:

Danach ist es die Pflicht eines jeden Geistlichen der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Hannover sich ernstlich zu bemühen, von der Schriftgemäßheit des kirchlichen Bekenntnisses sich innerlich zu überzeugen, um die in Letzterem bezeugten wie in der heiligen Schrift begründeten Glaubenswahrheiten in ihrem ganzen Umfange getrost und mit freudiger Zuversicht verkündigen zu können. Wem sein Gewissen das nicht erlaubt und wer dazu nicht im Stande ist, hat keinen berechtigten Anspruch darauf, ein Predigtamt in der Landeskirche zu übernehmen und zu führen.

Man beachte, die Ueberzeugung von der Schriftgemäßheit des kirchlichen Bekenntnisses ist ganz im Sinne der Orthodoxie als eine Uebereinstimmung mit dem Bekenntnis in seinem Umfange zu verstehen. (Oder nur von den Glaubenswahrheiten darin in ihrem Umfange? Welche sind die? Welches ihr Umfang?) Bemüht sich ein Pfarrer um diese Uebereinstimmung nicht mit dem rechten Eifer und mit dem rechten Erfolg, macht sie seiner theologischen Denkweise, seinem seelsorgerlichen Sinn, seinem Gewissen Schwierigkeiten — „so erwächst für die Kirchenregierung zweifellos die Pflicht, um des Gewissens willen den beklagenswerten Zwiespalt, in dem der Angeschuldigte zu seiner Amtsverpflichtung steht, zu beseitigen."

Mit andern Worten: jeder Pastor, der die orthodoxen Prämissen der Haltung des Landeskonsistoriums in dem Entscheid gegen Weingart nicht teilt, ist durch diesen Entscheid für unfähig erklärt, ein Amt in der hannoverschen Landeskirche zu führen.

Zum Dritten. An diesem Ergebnis des Weingartschen Prozesses ist nach dem Wortlaut des Erkenntnisses zweiter Instanz nicht zu rütteln und zu deuteln. Ihm dürfen auch die Theologen im Amt sich nicht verschließen, die sich in den Einzelheiten ihrer religiösen Ueberzeugung, ja durch ihre ganze theologische Erziehung von dem Theologen Weingart geschieden fühlen. Ihm nachzudenken darf auch kein Achselzucken über die Behandlung des Falles in „liberalen" oder gar „jüdischen" Zeitungen, keine Abneigung gegen kirchenpolitisches Treiben hindern und unfähig machen. Der Fall liegt wirklich in seiner letzten Pointe rein.

Aber die Entscheidung ist richtig eben doch nur von dem einen, im klassischen Sinne orthodoxen Standpunkte, den das Landeskonsistorium eingenommen hat. Darnach besteht die Uebereinstimmung mit Schrift und Bekenntnis in der wörtlichen, ungebrochnen Uebernahme einer Summe von Dogmen. Diesen Standpunkt wird man im religiös-kirchlichen Interesse in der hannoverschen Landeskirche mit gleicher Strenge zu bekämpfen haben, wie in jeder evangelischen Kirche sonst. Einmal um der Wahrheit selbst willen, denn die andre Meinung ist nicht das lautere Evangelium. Damit zugleich aber um unsrer „Laien", um der Gemeinde willen, die durch die Orthodoxie zu einer falschen Meinung vom Heil angeleitet wird. Natürlich streiten wir nicht mit juridischen Mitteln. Die haben wir nicht und wollen wir nicht. Auch wo wir die Macht dazu in den Händen hätten, würden wir den orthodoxen Irrglauben nicht mit Prozessen verfolgen. Kirchengesetzlich verlangen wir Nichts als Anerkennung unsrer Existenz: daß wir nämlich Zeugen des Evangeliums sind und das Evangelium in der Kirchengemeinschaft, der wir angehören, verkündigen

dürfen. Das muß bei gegebener Gelegenheit frei gefordert und behauptet werden. Im übrigen kann der rechte christliche Krieg der Richtungen in der evangelischen Kirche nur der Wetteifer in der lebendigen Predigt von Christus und in seiner treuen Nachfolge sein.

Solch ein erwünschter Zustand war bisher auch in Hannover vorhanden. Wir haben dafür das klassische Zeugnis des ersten Geistlichen der Landeskirche und Mitrichters im zweiten Gange des Prozesses. Als im Jahre 1887 in der hannoverschen Landessynode ein Mitglied derselben (Rittergutsbesitzer von Klencke) gegen die neuere Theologie, besonders Ritschlscher Observanz, Sturm lief, äußerte sich Abt Uhlhorn laut Protokoll, wie folgt:

Er werde thun, was er für heilsam halte, auch auf die Gefahr hin, daß er, wie man einst, weil er zu orthodox sei, Steine nach ihm geworfen habe, nunmehr denen beigezählt werde, welche an dem Umschwung, der auf dem Gebiet der Theologie sich vollziehe, beteiligt seien.

Und vorher:

Zu fürchten sei, daß durch die Annahme des Antrages*) die etwa vorhandenen Funken zur Flamme angeblasen und Folgen heraufbeschworen würden, die nicht nur der Kirchenregierung, sondern vielleicht Manchem, der jetzt dem Antrage unbedenklich gegenübersteht, zum Schmerze gereichen würden.

Wir dürfen annehmen, daß es sich bei diesen Worten nicht nur um Stimmungen oder Verlegenheiten, sondern auch um Grundsätze gehalten hat. Das hannoversche Landeskonsistorium kann auf dem im Prozeß eingenommenen Standorte nicht verharren, sobald es die theologische und kirchliche Gesamtlage mit bedenkt. Will es fortfahren, auf Verdacht hin Lehrprozesse anzustrengen und sie im Sinne der Verhandlung gegen Weingart zu führen, so wird es zu thun bekommen. Aber die bessere Einsicht muß ja wiederkehren. In dieser Hoffnung stärken uns die Worte, die vor wenigen Jahren der Generalsuperintendent von Berlin bei Einweihung der dortigen Lutherkirche gepredigt hat:

Die wundersame Vielseitigkeit, die uns die Reformation mit dem Rechte der Persönlichkeit aus der Fülle Christi geschenkt hat, sollte doch nicht zu gehässiger Befehdung gemißbraucht werden, sondern zu liebevoller Ergänzung dienen. Es hat doch in diesem hohen Gotteshause der kundige Meister nicht darum die Bogen gegen einander gefügt, daß sie einander erdrücken, sondern daß sie mit einander tragen sollen, und die kunstvolle Gliederung dieses köstlichen Altars hat doch nicht den Zweck, daß sich die einzelnen Gebilde gegenseitig stören, sondern daß sie vereint das Kreuz des Herrn verherrlichen. Ach, ich dächte, wir hätten soviel mit einander zu tragen und zu bauen zur Verklärung des Kreuzes Christi, daß wir wohl darüber vergessen könnten, was uns trennt. Es ist doch auch nicht nötig, daß in einem großen Heere alle Regimenter gleich uniformiert sind, oder alle Truppengattungen denselben Dienst thun. Sie mögen sogar jede ihren eigenen Korpsgeist haben; sie mögen auch in Friedensübungen gegen einander marschieren; aber wenn der Kriegsherr zu einer Feldschlacht ruft, dann werden sie alle eins in einem Geiste und in einem Willen. Ach, ich dächte, wir hätten Feinde genug zur Rechten und zur Linken und thäten besser daran, die vereinten Kräfte gegen sie zu wenden, als uns gegenseitig zu zerfleischen.

Mit diesem schönen Worte könnten wir schließen. Aber wir denken noch einmal an unsre Gegner, und wie schwer sie zu überzeugen sind. Wir denken an schnell fertige Friedensfreunde, denen schon zu lange von so ärgerlichen Dingen (die etwa gar nur die Theologen und Kirchenleitungen angehn) die Rede gewesen ist. Und wir müssen über das Motiv unsers ernsten Widerstandes gegen das Hannoversche Urteil noch ein Letztes sagen.

Letztlich, wenn wir absehen von dem Anstoß, den wir an dem falschen Glaubens- und Evangeliumsbegriff des Landeskonsistoriums nehmen, als handle es sich um allerlei einzelne Daten in der christlichen Religion und nicht um den lebendigen Christus und um den lebendigen Gott — wenn wir von diesem Anstoß absehn, so treibt uns die quälende Sorge um die Irreführung unsers Volkes, das durch solche Prozesse in der weitverbreiteten Meinung neu bestärkt wird: Die Geistlichen glauben nicht, was sie predigen, denn sie dürfen nicht predigen, was sie glauben. Diesen bösen Schein zerstören zu helfen ist in erster Linie Pflicht und Aufgabe jeden Kirchenregiments. Da kann aber nur retten die Beseitigung jeder juridischen Verpflichtung und die Einführung rein moralischer Bindung an das von den Vätern Ueberkommne. Gottes Geist und der redliche Wille unsrer Pastoren wird sie dann so gut vor Abfall und Menschenwitz behüten, wie er das heute thut. Aber selbst kräftiger Irrtum, vom Einzelnen auf der Kanzel vertreten, wird nicht so viel schaden in unserm Volk als die furchtbare Parole: sie predigen, wie sie müssen. Diese Lage soll man denen bemitleiden, die unter dem kanonischen Recht seufzen. Räumen wir auf mit den Resten mittelalterlicher Kirchlichkeit! Die Kirche als Rechtsinstitution hat keinerlei Wurzel im Neuen Testament, wohl aber der aus freier Ueberzeugung und Hingabe den Herrn Christus verkündigende Prediger. Die Kirche, wie wir sie heute haben, diese sichtbare, rechtlich und gesetzlich verfaßte Kirche, ist nur eine Hilfsinstitution. Wird sie mit ihren menschlichen Einrichtungen oberster Zweck, so wird sie zum Hemmnis und Hindernis lebendigen Christentums. Man höre auf, den Schwachen ein Aergernis zu geben und allein den Starken zu dienen. Man lasse von dem Kleinglauben, daß die Kirche Jesu Christi wanke, wenn unhaltbare menschliche Stützen brechen! Man gebe getrost die Lehre frei! Nur um so freudiger und treuer wollen wir uns an dem Glauben der Väter bereichern, nur um so dankbarer uns an dem Quell nähren, der im alten echten Evangelium uns fließt.

R

*) Nämlich den jungen Theologen die Orthodoxie durch Einrichtung von besonderen Seminaren aufzuzwingen.

Ein Notschrei aus Anlaß des Buches

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Troels-Lund. Leipzig, Teubner 1899.

Verfasser beabsichtigt in diesem eigenartigen Buch die Weltanschauung der Menschen des sechszehnten Jahrhunderts in den drei nordischen Reichen zu schildern und zu erklären. Um diesem Zweck gerecht werden zu können, setzt er etwas weit ein, nämlich — in der Urzeit des Menschengeschlechts, und schildert in kühnem Fluge durch die ganze Weltgeschichte Babylonier, Aegypter, Perser, Inder u. s. w. u. s. w., bis er endlich via Christentum, Mittelalter bei der Reformation und dem Norden ankommt. Eine wunderliche Art von Weltgeschichte! Jedenfalls ist eine solche Weltgeschichte, die schließlich nur auf die Erklärung der Zustände des Nordens hinausläuft, eine grobe Stillosigkeit, und ein solches Buch ins Deutsche zu übersetzen, das kann wirklich nur uns großmütigen Deutschen geboten werden!

Noch wunderlicher ist die Art, wie der Verfasser die Geschichte der Völker betrachtet. Er meint, daß es bei jedem Volke letztlich auf das „Himmelsbild" ankomme, daß das Wechselspiel von Tag und Nacht, Licht und Dunkel, je nach dem Ort verschieden, auf die Völker von ausschlaggebender Bedeutung sei, und daß daraus die Weltanschauung der Völker und ihre Geschichte zu verstehen sei. „Die fortschreitende Auffassung des Unterschiedes von Tag und Nacht, Licht und Dunkel ist der innerste Nerv aller menschlichen Kulturentwicklung." Diese Theorie hat Verfasser im vorliegenden Buche höchst „geistreich" durchgeführt. — Natürlich ist solche Theorie nicht ganz falsch. Wir alle wissen seit lange, daß das Klima für ein antikes Volk, das im Freien lebt, eine ungeheure Bedeutung hat, eine viel größere als der Stubengelehrte oder der Fabrikarbeiter, der Sommer und Winter dieselbe Arbeit hat, und dem Tag zur Nacht und Nacht zum Tage wird, sich vorstellen können. Auf solche Bedeutung der Himmelserscheinungen nun aber die ganze Weltgeschichte basieren zu wollen, das ist für Jeden, der auch nur eine geringe Vorstellung hat von den unendlich komplizierten und tausendfach verschlungenen Fäden der Geschichte, eine lächerliche Uebertreibung; das ist eine Idee, wie sie nur im Kopf eines phantastischen Dilettanten ausgebrütet werden konnte. Man verzeihe, daß diese Worte etwas gröblich klingen; aber es ziemt sich, einmal ein deutsches Wort zu reden, denn schließlich hat jede Geduld einmal ein Ende. Daß

dieses Urteil nicht zu hart ist, möge der Leser aus Beispielen ersehen wie diese. Den Monotheismus des Islam leitet Verfasser ab von dem Himmelsbilde der Wüste, in der die Sonne nicht ausschließlich Gutes wirkt; sie brennt ja das Land zur Wüste. Da war der mildere Mond weit vorzuziehen. War der Himmelskörper der Nacht der beliebteste, so war der scharfe Gegensatz zwischen Licht und Dunkel, Tag und Nacht gehoben. Damit war ein Hinweis auf eine tiefere Anschauung gegeben, wonach Licht und Dunkel, Sonne und Mond alle nur Diener eines Gottes sind. — Was für ein gräßlicher Unsinn, als obs nicht überall im Orient bei Tag heiß wäre! Und warum ist der Monotheismus nicht von jeher in Arabien heimisch, sondern erst in bestimmter historischer Zeit aufgetreten?! — Was die Stärke dieses (arabischen Welt-) Reichs ausmacht, war die Gleichartigkeit seiner Himmelsverhältnisse. Es umfaßte lauter Länder, wo der Mond sich gleich ausnahm. Es wurde das Heim des Halbmonds. Als ob für ein politisches Reich von Wichtigkeit wäre, daß in seinen Provinzen überall der Mond gleich aussieht! Wunderliche Blasen eines phantastischen Hirnes! — Auch daß der Islam mit solcher gewaltigen Kraft an das Jenseits glaubt, erklärt der Verfasser aus dem Klima. Die Wüste ist „eine große Sehnsucht nach einem besseren Jenseits.“ Phrase. — Oder man höre die gradezu alberne Beschreibung, wie die Griechen von der Natur zu Individuen erzogen wurden. In Aegypten erzog die Natur das ganze Volk, in Griechenland nicht nur das Volk, sondern jeden Einzelnen. (Wie kann man denn ein Volk erziehen, wenn man nicht jeden Einzelnen erzieht?) Ueber ausgedehnte, rauhe Küsten und eine Unzahl kleiner Inseln zerstreut, das Meer beständig vor Augen und den Rücken durch Berge gedeckt, welche zugleich eine Mauer gegen die Feinde und Gestelle für Bienenstöcke und Weinreben bildeten (außerdem Höhlen für die Tiere, Verstecke für die Räuber, schöne Kulissen für die Amphitheater und vieles Andre!), wuchs hier eine Menge freier Wesen auf. Einer nach dem Andern plumpten sie ins Wasser hinein, lernten schwimmen und sich im Boot tummeln u. s. w. — Daß die Griechen wissenschaftlich so viel leisteten, erklärte sich aus dem Ozean. Nach allgemeiner Lehre umgab nämlich der Ozean alle Länder, und für Festlandbewohner war das nicht leicht zu begreifen. Was aber die Andern sich nur mit Mühe vorstellen konnten, das stellte sich dem am Meer wohnenden Griechen leicht und einfach faßlich dar. So waren die Griechen schon von der Hand der Natur mit einem Vorsprunge vor den Andern ausgestattet. Kein Wunder, daß sie später die andern Völker wissenschaftlich übertrafen!

So kann es denn auch nicht wundern, wenn der Verfasser frei nach Renan das Evangelium aus dem schönen milden Klima Galiläas erklärt. Denn hier oben (Verfasser meint: oben an der Karte; bekanntlich ist Galiläa auf den Karten, von Palästina, immer „oben“) war es, als ob der Messias schon gekommen wäre und liebevoll Alles, Menschen, Tiere und Pflanzen durchhaucht hätte, so daß es volltönend erklang: „Kommt her zu mir alle, die ihr beladen seid; hier sollt ihr Ruhe finden.“ Und die Dämonischen und Kranken, die es in Galiläa zu Jesu Zeiten soviel gab? Die Geduld des Geduldigsten reißt, wenn wir hier die Phrase hinnehmen sollen, daß in Galiläa selbst die Tiere vom Hauche des Messias liebevoll durchhaucht gewesen wären. — Aus Gen. 1 liest der Verfasser heraus, daß „Liebe und frohe Arbeit das Ziel des Lebens sei“ (Liebe, weil es heißt: seid fruchtbar und mehret euch), und daß alle Menschen Brüder, Kinder Gottes seien. — Ja so unwissend ist der Verfasser, daß er sich nicht schämt, Jes. 44 als Wort „des Propheten Jesaias“ zu zitieren. Bei uns in Deutschland lernen die Studenten der Theologie im ersten Semester, daß Jes. 40 ff. nicht „vom Propheten Jesaias“ stammt. Aber wir haben leider keine Ursache, uns dieser Unwissenheit des nordischen Schriftstellers wegen zu überheben; wir Deutschen haben ja unsern Wolfgang Kirchbach.

Genug der Einzelheiten. Ich erkenne gern an, daß der Verfasser belesen ist und vieles Einzelne weiß, auch Vieles, worin der Rezensent nicht beschlagen ist; aber aus den Stücken, die ich kontrolieren kann, vermag ich doch mit Bestimmtheit zu sagen, daß dies Buch, was seine positiven Angaben betrifft, ganz unzuverlässig und, was seine historischen Konstruktionen angeht, lächerlich ist. Der Stil ist manchmal nicht schlecht, leicht fließend und phantasievoll, aber nur zu oft hat der Verfasser seine Hohlheiten eingewickelt in einen unerträglichen schwülstigen Wust von Bildern. Ich gebe kein Beispiel, um den Platz nicht zu sehr in Anspruch zu nehmen. — Gesammtresultat ist, daß der Verfasser wohl Tüchtiges und Gutes leisten könnte, wenn er sich bescheiden würde; selber Forscher zu sein, ist er nicht im Stande, aber er hätte die Kraft, Resultate Anderer faßlich und gut darzustellen, wenn er sich nur den Schwulst abgewöhnen könnte!

Hiermit ist die Sache aber für die deutsche Theologie noch nicht erledigt. Denn uns theologischen Forschern muß doch ein solches Buch, ebenso wie Wolfgang Kirchbachs vielgelesene Schriften, eine rechte Bußpredigt sein. Solche dilettantischen, im letzten Grunde ganz elenden Sachen finden einen großen Leserkreis!*) Warum? Weil die zünftige Theologie, ich meine hier vor allem: die historische, noch immer nicht recht verstanden hat, ihre vier Pfähle zu verlassen und ihre Resultate, deren sie sich doch wahrlich nicht zu schämen braucht, dem Publikum darzubieten. Wollte Gott, ich hätte eine Stimme, die an die Herzen und Gewissen der theologischen Forscher dringt, so wollte ich Tag und Nacht nichts Anderes rufen, als dies: Vergeßt nicht eure heilige Pflicht an eurem Volk! Schreibt für die Gebildeten! Redet nicht so viel über Litterarkritik, Textkritik, Archäologie und alle andern gelehrten Dinge, sondern redet über Religion! Denkt an die Hauptsache! Unser Volk dürstet nach euren Worten über die Religion und ihre Geschichte! Seid ja nicht zu ängstlich und glaubt ja nicht, das, was ihr erkannt habt, dem Laien verschweigen zu müssen! Wie wollt ihr Vertrauen haben, wenn ihr bei den letzten Fragen ausweicht? Jetzt ist es noch Zeit. Bald ist es zu spät. Wenn ihr aber schweigt, dann reden die Schwätzer.

Nun will ich nicht so ungerecht sein, zu verkennen, daß wir schon angefangen haben, solche allgemein verständlichen theologischen Bücher zu schreiben, ja daß in neuester Zeit hierin ein Umschwung deutlich zu konstatieren ist; es liegt mir als biblischem Theologen nahe, hier besonders an Wellhausens Standardwerk „Prolegomena“ und an das inhaltlich höchst wertvolle, wenn auch leider in der Disposition formlose Werk desselben Gelehrten: Israelitische und jüdische Geschichte, zu denken. Aus neuester Zeit darf ich Cornills und Buddes Werke über die Geschichte des Volkes und der Religion Israels anführen. Daneben nenne ich für das Neue Testament Weizsäckers Apostolisches Zeitalter und Pfleiderers Urchristentum. Auch Anderes ließe sich hier noch nennen; für die Kirchengeschichte besonders Karl Hases Kirchengeschichtliche Vorlesungen. Aber daß es uns trotz aller dieser Bemühungen noch immer nicht recht gelungen ist, eindringlich und deutlich zu unseren Gebildeten zu sprechen, zeigt eben ein Werk wie das von Troels-Lund. Dieser Schriftsteller, der in seiner Weise ausführlich vom Alten und Neuen Testament handelt und der sonst moderne, auch besonders deutsche Gelehrte vielfach zitiert, nennt, so weit es Bibelforschung angeht, keinen deutschen Forscher. Er hat offenbar die Meinung gehabt, daß er für das Verständnis des Alten und Neuen Testaments keine Anleitung brauche, sondern das von sich aus könne. Wir brauchen nicht zu verkennen, daß darin eben die naive Ueberhebung des Dilettanten hervortritt; aber zugleich müssen wir uns fragen, ob an dieser Ignorierung nicht die deutsche Bibelforschung mitschuldig ist. Sicherlich ist sie mitschuldig! Zu allererst durch die unter den Theologen weit verbreitete Stimmung, man dürfe den Laien nicht die theologische Wahrheit sagen, und die Theologie ginge die Laien eigentlich auch gar nichts an! Bei dieser Haltung so vieler Theologen kann man sich denn nicht wundern, daß die allermeisten Laien — ich meine gebildete Laien — gar keine

*) Man wolle bei dieser Klage und der folgenden Nutzanwendung beachten, daß obiger Artikel vor dem Erscheinen der Artikel von Loofs, Jülicher und Harnack gegen Haeckel und Thudichum eingegangen ist. Wir stehen da mitten in der Verhandlung über das allerwichtigste Thema, wie wir Theologen unsern wissenschaftlichen Betrieb für Gemeinde und Welt fruchtbarer machen. Besser muß es werden.

oder eine höchst blasse Vorstellung davon haben, was denn eigentlich Theologie ist, daß sie keine Achtung für unsre Wissenschaft, kein Vertrauen zu uns Theologen haben, daß sie unsre Werke nicht lesen und sich um unsre Forschungen nicht kümmern. Dazu kommt, daß unsere biblische Wissenschaft sich vielfach zu sehr in uninteressante, d. h. unwichtige, Einzelheiten vergraben hat. Schließlich aber hat unsre Bibelwissenschaft es mehrfach an Weite des Blicks und Größe der Probleme fehlen lassen. Fehlt doch einem so trefflichen Gelehrten wie Wellhausen und leider fast der ganzen Generation moderner Bibelforscher, was ein so untergeordneter Geist wie Troels-Lund hat: nämlich die Aufmerksamkeit auf die Probleme der internationalen Religionsgeschichte. Unsere Bibelforscher, von denen hierin leider auch Wellhausen sich nicht unterscheidet, sind es gewohnt, nur die Bibel, nur die Litteratur Israels zu untersuchen und zu vergessen, daß das alte Israel mitten unter den großen Kulturvölkern gelebt hat, von deren Einfluß es sich trotz all seiner charakteristischen Besonderheit, die wir wahrhaftig nicht leugnen wollen, nicht frei halten konnte, und von denen es durchaus nicht immer schädlich beeinflußt worden ist. Hierin sehen also, dies muß man einfach gestehen, die Dilettanten weiter als die meisten der zünftigen Theologen. Und doch wäre das Studium der fremden Religionen, das in Holland und England blüht, und das leider in Deutschland kaum eine Stätte gefunden hat, — giebt es doch in Deutschland noch nicht einmal einen akademischen Lehrstuhl für Religionsgeschichte! — den Theologen so blutnötig, um den Sinn für Geschichte, für das Wertvolle in der Geschichte zu wecken! So könnte auch die gegenwärtig herrschende Liebhaberei für den Kleinkram der Litterarkritik überwunden werden. Wie lange, — so muß der Theologe, der die Ehre seiner Wissenschaft lieb hat, ausrufen — wie lange werden sich die Theologen hierin von den Dilettanten übertreffen lassen!

H Gunkel

Antwort an Herrn Professor Bautz in Münster

In einem Schreiben an mich hat sich Herr Professor Bautz in Münster über einen Satz beklagt, den ich in der Christlichen Welt 1899 Sp. 1157 im Zusammenhang des Artikels „Noch einmal Herr Ernst Haeckel“ geschrieben habe. Ich darf annehmen, daß er eine öffentliche Berichtigung erwartet. Der Satz lautete:

Wenn der Professor der katholischen Theologie in Münster, Bautz, schreibt, die feuerspeienden Berge seien ein Beweis für die Existenz des Fegfeuers, so geht das durch alle Zeitungen, und der arme Mann ist für immer gerichtet. Aber über biblische Schriften darf man das Thörichtste behaupten. U. s. w.

Herr Bautz meint, es hätte mir doch wohl ein leiser Zweifel aufsteigen müssen, „ob (er) einer solchen Albernheit fähig sei.“ Ich bekenne, daß ich ihn jener patristischen Ansicht allerdings für fähig gehalten habe und daß ich keinen geringen Schrecken bekam, als ich in seinem Briefe las, daß er sie in so starken Worten ablehnt. Also haben die Zeitungen seiner Zeit den Herrn Professor verleumdet.

Haben sie das wirklich? Herr Professor Bautz hat die Güte gehabt, mir in einem kurzen Referat den Inhalt seiner Ausführungen vorzulegen. Ich setze ihn hierher:

Wie also liegen die Dinge? Da ich Ihnen nicht zumuten darf, in meiner Monographie (Die Hölle im Anschluß an die Scholastik. Mainz 1882 S. 21 ff.) nachzulesen, so gestatte ich mir, den Gedankengang meiner dortigen Ausführungen mit dem Bemerken zu skizzieren, daß in der nachfolgenden Schrift (Das Fegefeuer, im Anschluß an die Scholastik, mit Bezugnahme auf Mystik und Asketik S. 185) auf diese Ausführungen zurückverwiesen wird.

Die Hölle ist ein bestimmter Ort, ein Satz, den seiner Zeit Beza gegen Brenz verteidigte.

In der Hölle giebt es ein materielles (nicht bloß metaphorisches) Feuer. Dieser Satz ist kein feierlich definiertes katholisches Dogma, wird aber mit einer Bestimmtheit in der Kirche allgemein gelehrt, daß kein Katholik den Satz bestreiten darf (hinsichtlich des Purgatoriums ließ bekanntlich das Florentinum der Griechen wegen die Frage offen). Ich füge die Notiz hinzu, daß noch am 30. April die römische Pönitentiarie auf eine Anfrage hin erklärte, einem Pönitenten sei die Absolution zu verweigern, der nach erfolgter Belehrung zu behaupten fortfahre, in der Hölle gebe es nur ein Feuer im metaphorischen*) Sinne.

Da die Hölle ein bestimmter Ort ist, der sich irgendwo befinden muß, so läßt sich fragen: Wo ist dieser Ort zu suchen? — Allerdings ist diese Frage von untergeordneter Bedeutung, darf aber in einer Monographie nicht füglich umgangen werden, da viele angesehene Theologen sich mit ihr beschäftigen.

1. Die alt- und neutestamentliche Schrift weist auf das Innere der Erde hin; ein nötigender oder triftiger Grund, einen bildlichen Sinn anzunehmen, ist nicht ersichtlich.

2. Dasselbe thun die Väter, unter Bezugnahme auf die heilige Schrift.

3. Ein Gleiches geschieht, unter Hinweis auf Schrift und Ueberlieferung, seitens der späteren Theologen, die keinen Anstand nehmen, diese These als sententia communis et certa**) hinzustellen.

Im Anschluß an diese Beweisführung und getrennt von ihr, wird dann in einer praktisch-asketischen Bemerkung, die sich ausdrücklich als solche einführt, inhaltlich Folgendes gesagt: Der Gedanke an die ewige Hölle ist erschütternd; der weitere Gedanke, daß die Hölle uns so nah, daß zwischen gewissen Erscheinungen, die wir an der Oberfläche beobachten, und dem, was die Tiefe birgt, „ein näherer oder entfernterer Zusammenhang besteht,“ ist geeignet, diesen erschütternden Eindruck nicht wenig zu verstärken.

Nun kann man ja über die in Rede stehende theologische These und die Art der Beweisführung verschiedener Meinung sein, je nach dem Standpunkte, aber Niemand wird mir den Vorwurf machen dürfen, daß für mich das Dasein feuerspeiender Berge ein Beweis sei U.s.w.

Herr Professor Bautz klammert sich an das Wort „Beweis.“ Die Leser mögen selbst urteilen, ob er damit das Spiel gewonnen hat. Daß zwischen dem, „was die Tiefe birgt,“ d. h. der Hölle, und „gewissen Erscheinungen, die wir an der Oberfläche beobachten,“ d. h. den vulkanischen Ausbrüchen, „ein näherer oder entfernterer Zusammenhang besteht,“ ist seine Meinung; ja er ist überzeugt, daß dieser Thatbestand unser Gemüt erschüttern müsse. Der „Albernheit“ soll man ihn aber nicht für fähig halten, in den feuerspeienden Bergen einen Beweis für die Existenz der Hölle zu sehen! Wie schmal muß doch die Grenze zwischen einer kirchlichen Lehrmeinung und einer „Albernheit,“ die übrigens z. B. Tertullian vertreten hat, an dieser Stelle sein!

Doch ich möchte die Feder nicht niederlegen, ohne ein freundliches Ersuchen an Herrn Professor Bautz und seine theologischen Gesinnungsgenossen zu richten. Sie mögen mich nicht nötigen, auf solche katholische Dogmen und Lehrmeinungen einzugehen, die im Interesse der Kirche, der Theologie und der konfessionellen Polemik am schicklichsten der Geschichte und ihrer verblassenden Kraft überlassen werden. Ich habe mich niemals damit abgegeben, Curiosa der katholischen Dogmatik ans Licht zu ziehen, weil ich sehr viel ernsthaftere Dinge mit den katholischen Gelehrten zu erwägen und zu verhandeln habe, und weil es meinem Gefühl widerspricht, Lehren, die Andern teuer sind, dem Gelächter der Menge auszuliefern. Auch in dem vorliegenden Falle wird der Zusammenhang, in dem ich des Herrn Professor Bautz in der Entgegnung gegen Haeckel beiläufig gedacht hatte, Jedem darthun, daß nichts weniger beabsichtigt war als eine Auseinandersetzung über die katholische Lehre von der Hölle. Wenn aber Herr Bautz mir nun, sei es auch nur brieflich und in höflicher Form, vorwirft, ich hätte ihm Unrecht gethan, so bleibt mir nichts Anderes übrig, als auf das Thema einzugehen. Zum Glück hat er es mir erspart, selbst in diesen Orkus hinab zu steigen — auch nur ein Referat über diese Dinge abstatten zu müssen, wäre mir unsäglich peinlich. Ich habe nur seine eignen Worte abzudrucken gebraucht, und dafür bin ich ihm dankbar.

A Harnack

Deutsche Missionsarbeit in Transvaal

1. Der Krieg

Zu der Spannung, mit der ganz Europa dem Verlaufe des Krieges in Südafrika folgt, gesellt sich wohl bei jedem bewußten Christen ein tiefes Bedauern, ja eine Art Beschämung darüber, daß zwei christliche Völker den heidnischen Millionen

*) Bildlichen.

**) Als „allgemeine und sichere Lehrmeinung.“ D H

Südafrikas das unchristliche Schauspiel eines in der frivolsten Weise heraufbeschworenen Krieges geben, der bei etwas weniger Goldgier der Rhodes und Konsorten und etwas mehr Achtung vor fremden Recht auf Seiten Englands unschwer hätte vermieden werden können.

Dem Christen, der ein Herz für das Werk der Heidenmission hat, macht im Hinblick auf die Ereignisse in Südafrika obendrein die Sorge zu schaffen, daß die Missionsarbeit dort durch den Krieg und seine Folgen schwer geschädigt werden möchte. Ist doch Südafrika, nicht blos die Kapkolonie, sondern auch Britisch-Kaffernland, Natal, Zululand und die beiden Burenfreistaaten, eins der am dichtesten besetzten Missionsgebiete der Erde. Besonders schwer wird der Schaden sein, wenn infolge des Krieges unter den Eingeborenen Unruhen oder gar offenbare Aufstände entstehen, ganz gleich, ob sich diese gegen die Engländer oder gegen die Buren richten und ob zuletzt diese oder jene als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen. Die Gefahr ist groß. Schon sind an verschiedenen Orten die Eingeborenen in den Krieg hineingezogen. Die Buren zwar scheinen aufs ernstlichste bemüht zu sein, die selbständigen Basuto- und Betschuanenstämme Transvaals und die Dienstkaffern auf den Farmen der weißen Ansiedler von der Teilnahme am Kampfe selbst fernzuhalten. Nur zu Treiber- und Lastträgerdiensten haben sie Kommandos von Eingeborenen herangezogen, zumal aus den Bewohnern der Missionsstationen, deren Ergebenheit und Treue sie vor Anderen sicher zu sein glauben. Die Engländer aber üben offenbar diese weise und christliche Zurückhaltung nicht. Verschiedentlich wird berichtet, daß auf ihrer Seite Eingeborene am Kampfe teilgenommen haben. Sie scheinen auch geradezu auf eine allgemeine Stellungnahme der Eingeborenen gegen die Buren gerechnet zu haben, wie sie denn nach den Berichten deutscher Missionare wahrscheinlich auch schon ihre Hand im Spiele hatten, als im Jahre 1898 im Norden Transvaals ein gefährlicher Aufstand der Bawenda gegen die Oberherrschaft der Buren ausbrach. Glücklicherweise scheinen sie sich in dieser Hoffnung getäuscht zu haben. Insbesondere sind die Südbasuto, von deren Erregung gegen die Buren im Anfange des Krieges in englischen Zeitungen viel die Rede war, bisher ruhig geblieben. Ja es scheint sicher zu sein, daß deren Oberhäuptling Lerothodi seine Söhne zum Präsidenten Steyn nach Bloemfontein geschickt hat, damit sie dort erzogen werden und zugleich als Bürgen dafür dienen, daß die Basuto Nichts gegen die Buren unternehmen. Sicherlich werden die Missionare der Pariser Evangelischen Missionsgesellschaft, welche unter diesem etwa 200 000 Seelen starken zwischen dem Kathlambagebirge und dem Kaledonflusse wohnenden Volke eine gesegnete Wirksamkeit entfaltet (auf 16 Stationen etwa 13 500 erwachsene Christen), Alles gethan haben, um eine Parteinahme für eine der beiden kriegführenden Parteien zu verhindern. Immerhin wird auch dort der ruhige Gang des Missionswerkes gestört sein. Der Uebergang der Oranjestaatburen über die Pässe des Drakengebirges unmittelbar an den Grenzen ihres Landes, die Kämpfe in dem benachbarten Natal mußten ja die Basuto aufs heftigste erregen.

In viel höherem Maße aber wird eine Störung der Missionsarbeit da eingetreten sein, wo wie in Natal, in der Umgegend von Kimberley und Mafeking die Missionsstationen unmittelbar von den Schrecken des Krieges berührt werden. Schon ist bekannt geworden, daß den Berliner Missionsstationen Hoffenthal, Königsberg, Emmaus und Stendal, die in der Nähe der Schlachtfelder von Natal liegen, fast sämmtliche Eingeborene entflohen, die Kirchen und Schulhäuser in Lazarette verwandelt und die Missionare zur Hergabe von Ochsenwagen und Pferden, zur Lieferung von Kleinvieh gezwungen sind. Aehnlich liegen jedenfalls die Verhältnisse auf den Hermannsburger Stationen in jenem Teile Natals. Ja, dort ist sogar ein Missionar, der Sohn des Missionsdirektors Harms, von den Engländern der Parteinahme für die Buren bezichtigt und verhaftet worden. Daß dieser sicherlich unbegründete Verdacht gegen den deutschen Missionar entstehen konnte, erscheint begreiflich, wenn man weiß, daß im Burenheere eine nicht unbeträchtliche Anzahl in Transvaal geborener und darum zum Kriegsdienst verpflichteter Missionarssöhne sich befinden, die natürlich gelegentlich auf den befreundeten Missionsstationen einkehren, wenn der Gang des Krieges sie in deren Nähe führt.

Je weiter ferner sich der Aufstand der Kapholländer ausbreitet, desto mehr werden auch die Missionsstationen in der Kapkolonie in Mitleidenschaft gezogen werden. Dort ist jetzt gerade der Berliner Missionsdirektor Gensichen auf einer Visitationsreise begriffen. Es wird kaum möglich sein, sie durchzuführen. Vollends unter den unruhigen, leicht erregbaren Kafferstämmen in Britisch Kafferland wird bei einer Ausbreitung des Krieges dorthin das blühende Missionswerk der Brüdergemeinde, die dort auf 10 Haupt- und 7 Nebenstationen 4589 Getaufte und 1232 Taufbewerber hat, in höchste Gefahr geraten.

So steht infolge des unseligen Krieges die Existenz vieler Missionsstationen und, falls hier oder da Aufstände der Eingeborenen ausbrechen sollten, vielleicht auch das Leben der Missionare und ihrer Angehörigen auf dem Spiele. Und selbst wenn dieses Aeußerste vermieden wird, werden alle in Südafrika arbeitenden Missionsgesellschaften große Verluste und auf Jahre hinaus unter den Schäden des Krieges zu leiden haben. Besonders empfindlich wird auch der Ausfall an Einnahmen auf den Missionsfeldern selbst sein. In Transvaal werden während des Krieges Miete, Pächte und Zinsen nicht entrichtet, infolge dessen geht den Missionsgesellschaften die ganze Einnahme von den verpachteten Missionsländereien verloren. Dazu werden voraussichtlich die Beiträge der Farbigen für die Missionsarbeit während des Krieges ganz ausfallen und auch in den nächstfolgenden Jahren die bisherige Höhe schwerlich erreichen. Um welche Summen es sich da handelt, ergiebt sich daraus, daß allein die Berliner Missionsgesellschaft im Jahre 1898 rund 140 000 Mark aus dieser Quelle vereinnahmt hat.

Wenn die Eingeborenen Transvaals etwa im weitern Verlauf des Krieges sich auf Seiten der Engländer schlagen sollten, so wäre das nicht so unbegreiflich. Sie sind von den Buren zumal in früheren Zeiten oft sehr hart behandelt worden. Sie galten ihnen nur als Schepsels, d. h. Geschöpfe, nicht als Menschen. Zur Arbeit im Dienste der Weißen sollten sie dasein, aber nicht Anspruch machen auf Menschenrechte, geschweige denn auf irgendwelche Gleichberechtigung mit den Weißen. Aus dieser Gesinnung heraus haben wenigstens einzelne der Buren, obwohl an ihrem Teile entschieden gläubige Christen, das Werk der Mission unter den Eingeborenen ungern gesehen und ihm mancherlei Hindernisse bereitet. Ists nun auch in dieser Beziehung im letzten Jahrzehnt besser geworden, giebt es jetzt unter den Transvaalern eine nicht geringe Zahl aufrichtiger Freunde der Missionare und wohl auch des Missionswerkes, wird besonders von ihren Führern, namentlich von dem Präsidenten Krüger und dem General Joubert, offen der Segen anerkannt, den die Mission unter den schwarzen Bewohnern der Republik gestiftet hat, — so fühlen sich diese doch immer noch durch harte Gesetze bedroht und bedrückt. Zumal durch die sogenannte Plakker-wet, eine Bestimmung, nach der an keinem Platze mehr als fünf Eingeborenenfamilien zusammenwohnen sollen. Würde dieses Gesetz streng durchgeführt, so würde damit der ganze Stammeszusammenhang der Eingeborenen vernichtet, der letzte Rest von Selbständigkeit ihnen genommen, und sie zu Hörigen der einzelnen weißen Ansiedler herabgedrückt. Daß dies unter den Schwarzen böses Blut macht, ist begreiflich. Zum Glück ist es den Bemühungen der Missionare bisher gelungen, die Transvaal-Regierung zu einer milden Handhabung des Gesetzes zu bestimmen, das streng durchgeführt auch die Auflösung der meisten um die Missionsstationen gesammelten eingeborenen Christengemeinden zur Folge haben würde. Doch hängt es noch immer wie ein Damoklesschwert über den Eingeborenen. Nach Alledem ist es kaum zu verwundern, wenn immer wieder einzelne heidnische Häuptlinge, zumal im Norden des Landes, wo der Zusammenhang der einzelnen Eingeborenenstämme noch ziemlich fest ist, der Regierung den Gehorsam verweigert haben.

Sollten nun etwa die Engländer, falls auch weiterhin der Krieg für sie ungünstig ausfällt, gewissenlos genug sein, die Eingeborenen, zumal in Nordtransvaal, gegen die Buren aufzuwiegeln — und den eigentlichen Treibern in diesem gottlosen Kriege ist das wohl zuzutrauen — oder sollten im weiteren Verlaufe des Krieges die Buren erhebliche Schlappen erleiden und dadurch die eingeborenen Stämme zu dem Versuch ermutigt werden, sich von der Oberherrschaft der Transvaalregierung frei zu machen, so würden unabsehbar schlimme Folgen für die Missionsarbeit in jenen Gegenden kaum ausbleiben.

Vor allem zwei deutsche Missionsgesellschaften würden dann in Mitleidenschaft gezogen werden, die Hermannsburger, welche in Transvaal insgesammt 26 Haupt-, 62 Außenstationen und 40078 Getaufte hat, und die Berliner mit 11 Stationen und 13866 Getauften im Synodalkreis Südtransvaal und 12 Stationen mit 4606 Gemeindegliedern im Synodalkreis Nordtransvaal.

Gewiß interessiert es die Leser der Christlichen Welt gerade im gegenwärtigen Augenblicke, Einiges aus der Arbeit dieser beiden Missionsgesellschaften in Transvaal zu erfahren.

2. Die Hermannsburger Mission in Südwest-Transvaal

Die Hermannsburger sind die ersten Missionare, die in Transvaal festen Fuß faßten. Sie wurden 1858 von den Buren selbst ins Land gerufen, nachdem sie schon seit 1854 in Natal unter den Zulu missionierten.

Die Buren, die nach mannigfachen Irrfahrten Ende der vierziger Jahren sich nördlich vom Vaalflusse festsetzten und 1852 im Zandrivier-Vertrag von Großbritannien als unabhängig anerkannt wurden, hatten aus dem Kaplande eine tiefgehende Abneigung gegen die Sendboten der Londoner Missionsgesellschaft mitgebracht. Diese waren nämlich die wohl nicht immer gerechten und vorsichtigen Vorkämpfer für die Aufhebung der Sklaverei in der Kapkolonie gewesen, durch welche die Buren in der That in ihrer wirtschaftlichen Existenz aufs schwerste geschädigt und zur Auswanderung aus ihren bisherigen Wohnsitzen veranlaßt wurden. Als sie nun an der Westgrenze des von ihnen neubesetzten transvaalischen Gebietes wiederum Londoner Missionare unter den Betschuanenstämmen der Batlaping und Bakuena wirkend fanden, verboten sie diesen das Land, soweit ihre Herrschaft reichte, und ließen sich sogar dazu fortreißen, im Jahre 1852 Livingstones damalige Station unter den Bakuena in Schonuane bei dem bekehrten Häuptling Setschele in Brand zu stecken. Livingstone trat darauf seine erste große Reise nach Norden an, Setschele aber bat wiederholt die Buren, ihm andere Missionare für sein Volk zu senden. Nun waren diese in der Kapkolonie noch am besten mit den Missionaren der Brüdergemeinde ausgekommen. Ja deren stilles, von aller Politik sich fernhaltendes Wirken hatte ihnen wirkliche Achtung abgewonnen. Als sie daher von den in Natal wirkenden Hermannsburger Missionaren hörten, verwechselten sie Hermannsburg mit Herrnhut und riefen diese zur Arbeit unter Setscheles Volk herbei. Dem Rufe leisteten vier ordinierte Missionare und zwei Missionskolonisten Folge und gründeten zuerst unter den Bakuena die Station Liteyane, welche außerhalb der heutigen Grenze der Transvaalrepublik lag. Etliche von ihnen zogen dann weiter nach Norden, wo einer den bekannten König der Bamangwato Khama taufte, während ein anderer innerhalb der heutigen Grenze Transvaals unter dem Stamm der Bahurutsi einen Wirkungskreis fand.

Alle diese Eingeborenenstämme, von den weißen Ansiedlern unterschiedslos „Kaffern" genannt, unterscheiden sich doch von den östlich vom Drakengebirge wohnenden eigentlichen Kaffern deutlich in Sprache, Sitte und Wesen. Sie gehören dem großen in viele Stämme zerfallenden Betschuanenvolke an, welches im Gegensatz zu den Kaffern vielmehr Ackerbau als Viehzucht treibt und es liebt in großen Dörfern, ja stadtähnlichen Niederlassungen beisammen zu wohnen. Ihr Verbreitungsgebiet erstreckt sich nördlich vom Oranjefluß und westlich vom Drakengebirge bis zum Limpopo im Norden und zur Kalahariwüste im Westen. Die einzelnen Stämme sprechen mundartlich verschiedene Sprachen, doch so, daß eine Verständigung zwischen ihnen ohne allzugroße Schwierigkeiten möglich ist. Einigermaßen hervortretend ist der Unterschied zwischen den westlicher und den östlicher wohnenden Betschuanen. Diese sind dunkler von Hautfarbe, aber geistig geweckter als jene.

Unter den westlichen Betschuanenstämmen nun setzte, wie oben erzählt, im Jahre 1858 die Hermannsburger Mission ein. Sehr bald aber kam es zu einem Zerwürfnis zwischen den zuerst ausgesandten Arbeitern und der Missionsleitung, das zeitweilig den Bestand des jungen Missionsunternehmens in Frage stellte. Doch schon im Jahre 1864 wurde der bedauerliche Streit wieder beigelegt, drei von den ausgetretenen Missionaren wurden wieder aufgenommen und die ganze Arbeit auf neuer Grundlage organisiert. Der Schwerpunkt des Werkes wurde dabei weiter nach Osten verlegt und unter einem an dem Oberlaufe des Limpopo wohnenden Teil der Bakuena die Station Bethanie angelegt. Dort wurden die Missionare mit großer Freude aufgenommen, weil die Eingeborenen bei ihnen Schutz vor der Willkür der Buren zu finden hofften, die ihnen harte Frohnarbeiten auflegten. Seitdem hat sich das Werk ruhig und stetig entwickelt und ausgedehnt. Sehr bald schon konnten die Erstlinge getauft werden, so daß die Missionare, welche zum Teil schon Jahre lang auf dem harten Boden des Zululandes gearbeitet hatten ohne auch nur Einen Zulu taufen zu können, über die schnellen Erfolge hier sich verwunderten. Als die Taufen sich dann schnell mehrten, entstand wohl Erregung und Widerstand unter den Heiden, und mancher Taufkandidat mußte von seinen Angehörigen nicht blos Schmähworte, sondern auch Schläge und andere Mißhandlungen erdulden, aber zu einer wirklichen Christenverfolgung ists nie gekommen. Auch durch Aufstände der Eingeborenen gegen ihre Ober- und Dienstherren, die Buren, wie solche unter den Stämmen im Nordosten Transvaals wiederholt vorgekommen sind und die Missionsarbeit anderer Gesellschaften sehr gehindert und geschädigt haben, ist die Hermannsburger Betschuanenmission nie gestört worden. Der Grund zu beiden für die Mission so günstigen Umständen liegt wohl darin, daß hier im Südwesten des Landes schon zeitig der Stammeszusammenhang der Eingeborenen ziemlich gelockert war. Verschiedene kleinere Stämme wohnen hier durcheinander, vielfach auf von weißen Grundherren erpachtetem Lande. Für sie wurden gerade die Missionsstationen, zumal die sogenannten Institute unter ihnen, deren Grund und Boden der Mission gehört, zu Sammelplätzen und Freistätten. Daher kommt es wohl auch, daß viele der gesammelten Gemeinden auffallend groß sind: Bethanie 2968 Seelen, Rustenburg 2408, Ebenezer 2500, Hebron 2497, Ramaliane 3053, Saron sogar 4513 Seelen, ja nur acht unter den 26 Stationen haben weniger als 1000 Getaufte. Nach ihrem Grundsatz, mit der Mission soviel als möglich Kolonisation zu verbinden, der von ihrem Begründer Ludwig Harms selbst aufgestellt ist, und in dem sie sich mit der Art des Missionsbetriebes seitens der Brüdergemeinde berührt, hat die Hermannsburger Mission auch bei ihren Betschuanachristen sehr auf praktische Tüchtigkeit gedrungen und zur wirtschaftlichen Hebung ihrer Pflegebefohlenen viel gethan. Ein gewisser Wohlstand derselben giebt sich schon in dem Aeußeren der Stationen und ihrer Bewohner zu erkennen. Saubere nach europäischer Art gebaute Häuser, stattliche Kirchen finden sich auf nicht wenigen Plätzen; die in den Jahren 1891 und 1892 neuerbaute Kirche in Bethanie würde neben gar mancher neuen städtischen Kirche in Deutschland sich recht wohl sehen lassen können. Ueberall auf den Stationen finden wir auch gut besuchte Schulen, an denen aus den Eingeborenen selbst hervorgegangene Lehrer unterrichten. Zu deren Ausbildung ist auf der Station Berseba ein Seminar begründet. Sie beziehen ein festes Gehalt aus den Kirchenkassen der Gemeinden und durch das von den Eltern der Schulkinder bezahlte Schulgeld, woraus hervorgeht, daß auch mit der finanziellen Selbständigmachung der Gemeinden ein guter Anfang gemacht ist. Freiwillige unbesoldete Helfer der Missionare sind die Kirchenvorsteher, deren jede Gemeinde mehrere hat. Unter diesen sind viele tüchtige Männer, deren ernster christ-

licher Charakter sich auch darin bewährt, daß sie nicht nur für das äußere Kirchenwesen sorgen, sondern die Missionare auch in der Seelsorge unterstützen, besonders ernste christliche Zucht an der Jugend und den Katechumenen üben, überhaupt über das christliche Leben der Gemeindeglieder treulich wachen.

So ist hier deutsche Arbeit zur Ausbreitung des Christentums in Südafrika reich gesegnet. Möge das Werk unter den Kriegswirren vor tiefergehendem Schaden bewahrt bleiben. Mancherlei Störungen werden ja leider kaum ausbleiben, da die Mehrzahl der Hermannsburger Stationen in der nächsten Nähe des Hauptstreitobjektes zwischen England und Transvaal, der Goldfelder am Witwaters Rand, liegen, etliche auch unweit des vielgenannten Mafeking.

Johannes Thieme

Pieta

Zu Rom steht ein steinernes Haus.

Zweimal sah ich dort den lebendigen Gott.

Das erstemal war es mitten im Gedränge des Ostermorgens. Die Sänger sangen, die Priester hielten ein Hochamt, die tausend Fremden drängten sich und wogten, — ein brandendes Meer von Schritten und Sängerstimmen und Priesterworten, das an den hohen Säulen und in der mächtigen Kuppel emportoste und zusammenschlug: da sah ich den lebendigen Gott.

Denn inmitten von Menschen, modisch oder priesterlich gekleideten Menschen, kniete ein Geängsteter und Geschlagener. Als ich ihn sah, wußte ich, wie ein Gottrufer aussieht,

und ich zerknüllte um dieses Einen, in Qualen betenden Mannes willen das Blatt, das ich vorhin mit diesen Worten beschrieben hatte:

„Was an Frömmigkeit **sichtbar** wird, ist meistens Sünde, denn gewiß — die Sünde nimmt wunderliche Formen an, bei dem Einen als Dieberei, bei dem Andern als Lüge, ja, merke es wohl und erschrick, bei dem Dritten als Frömmigkeit. O, schwer geschlagenes Menschenvolk."

Wo hatte ich denn Frömmigkeit gesehen, die mit Gott allein war, wie dieser Gequälte inmitten des großen Stelldicheins? Frömmigkeit, die ihrer nicht inne war? die nicht verglich? die nicht sprach? die schwieg, ohne es zu wissen, daß sie schwieg? die ohne Bekehrungslust war, ohne Angriffsbedürfnis?

Und in demselben steinernen Hause sah ich noch einmal den lebendigen Gott.

Hinter Vorhängen hatten sie seither das marmorne Werk des Florentiners verborgen, aber an dem Tage, den sie „den Tag des Herrn" nennen, stand es enthüllt da: — Maria mit dem toten Sohne, eine arme Mutter, die ihr Kind dahingegeben hat und deren Seele schwer und stumm leidet. Dieses Werk sprach zu mir im Namen des Höchsten:

Ich bin nicht gekommen zu „trösten". Was ihr Trösten nennt, damit meint ihr: das Schwere euch abnehmen, Religion aber tröstet nicht. Wo man glaubt, sie tröste, hat man keine Religion. Religion lehrt Leid, Schmerz, Last und Ueberlast als ein Gottglaubender annehmen, aber sie macht sie nicht einmal leicht, sie tröstet nicht. Wer Liebstes hergiebt und ergeben sagt — sie nennen es ergeben, ich nenne es herzlos — „der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sei gelobt," der **war** getröstet, ehe er verlor, er hatte kein Herz, das zerrissen werden konnte. Religion tröstet nicht, Gott tröstet nicht, er leitet dich an, das Kreuz auf dich zu nehmen. Religion tröstet nicht, sie haßt vielmehr die tröstbaren Seelen und nennt sie flach. Religion tröstet nicht, denn sie ehrt im Menschenherzen das Menschliche. Religion liebt das blutende Herz, das zitternde, das trostlose. Religion weint mit ihm.

Und so ging der Peter ungetröstet hinaus aus dem großen, steinernen Raume, vorüber an Michelangelos Beweinung, hinab die vielen Stufen vor dem Hause, und Gott schritt an seiner Seite.

Hermann Oeser*)

Verschiedenes

Der Kranken Trost. Herausgeber: Pfarrer Dr. Berbig, Schwarzhausen in Thüringen. In Verbindung mit evangelischen Geistlichen. Gotha, Gustav Schlößmann. Einzelnummer 1 Pfg.

Seit die Krankenblätter des heimgegangenen Max Hildebrandt im Druck erschienen sind (Magdeburg, Kreutzsche Buchhandlung), haben Veröffentlichungen dieser Art keinen leichten Stand. Hildebrandt redet zum Kranken als einer, der selber die Last unheilbaren Siechtums trug. Solch ein Mann redet mit Vollmacht. Er hat selber lernen müssen, wie man das Kreuz anfaßt, um es tragen zu können; und Worte eines Leidensgefährten haben von Natur besondre Trostkraft. Wer in blühender Gesundheit zum Kranken redet, hat oft erst den Einwand zu überwinden: Du hast gut reden! Du weißt nicht, wie es thut! — Solche Gedanken bleiben beim Lesen der Hildebrandtschen Krankenblätter ungeboren.

Wer diese schönen Betrachtungen liebgewonnen hat und möchte ein empfehlendes Wort über die obengenannten, von Pfarrer Berbig herausgegebenen Krankenblätter sagen, der ahnt, wie dem alten Isaak zu Mute war, als er zum zweiten Male segnen sollte. Wenn „Der Kranken Trost," der seinen ersten Jahrgang hinter sich hat, doch seine Daseinsberechtigung neben Hildebrandts Blättern behaupten kann, so sind die Gründe dafür mehr äußerer Art. Die Hildebrandtschen Blätter sind vor der Hand für Massenverbreitung zu teuer. Die Sammlung enthält 50 Nummern und kostet ohne Mappe 1,50 Mk. Die Berbigschen Blätter sind viel billiger. Der Preis für die einzelne Nummer (1 Pfg.) ermäßigt sich noch bei Partiebezug. Außerdem erscheinen sie wöchentlich, während der Vorrat von 50 Nummern der Hildebrandtschen Sammlung bald erschöpft ist.

Inhaltlich sind freilich, wie gesagt, Hildebrandts Blätter schwer zu überbieten. Erfahrung läßt sich auch auf diesem Gebiete nicht ersetzen. Doch trifft der „Krankentrost," obwohl Ueberschwänglichkeiten und Sentimentalitäten nicht ganz fehlen, meist den richtigen Ton für das Krankenbett. Daß manche Mitarbeiter sich kurzer Säze befleißigen, wird namentlich der schlichte Mann dankbar empfinden. Im übrigen können wir hier nur nach Stichproben urteilen. Da und dort ist der Ausdruck nicht glücklich: „Wo unser Sinn aufhört, fängt unser Glaube an" (Nr. 22). — „So laßt euch denn die Hände auflegen, seis die Hände frommer Priester und frommer Mitchristen . . ." (ebenda). — „Jesus weint über jedes Menschenherz" (35). — In der Himmelfahrtsnummer heißt es: „Hier fährt er auf glänzenden Wolken, im unbegrenzten Raum der Unendlichkeit." Hat es der Himmelsfahrtsglaube wirklich mit dem unbegrenzten Raume zu thun? — Seltsam klingen die Ueberschriften: „Am ersten u. s. w. Sonntag nach Dreifaltigkeit." Und ist es nicht genug, daß wir Lutherischen die undeutsche Form „Vaterunser" geduldig weiter schleppen? Muß der Kranke ein Gebet sprechen: „Aber, o Vater unser, hilf uns!"

Doch das sind Dinge, die für das Ganze nicht ins Gewicht fallen. Es ist jedenfalls mit Freude zu begrüßen, daß hier u. W. zum ersten Male der Versuch gemacht ist, regelmäßigen Stoff zu bieten. Von den Freunden unsres Blattes wird sich Niemand von der Verbreitung der Berbigschen Blätter nur dadurch abhalten lassen, daß die Verfasser der einzelnen Nummern sich entschieden zu den „Altgläubigen" rechnen. Manchem, der regelmäßig Kranke besucht, werden diese fortlaufend erscheinenden Blätter, die sich außerdem durch gefälligen und sehr deutlichen Druck auszeichnen, willkommene Gabe zum Verteilen sein. Probenummern sind bei der Verlagshandlung zu haben.

P Jaeger

Synonymik des Neutestamentlichen Griechisch. Von Gerhard Heine. Leipzig, Haberland, 1898. 4, gebunden 5,20 Mk.

Nach einem langen Lehrerleben hat ein verdienter, theologisch und philologisch gleich interessierter Schulmann, der Schulrat und Seminardirektor a. D. Heine in Cöthen, die Muße des Ruhestandes dazu benutzt, „seinen jüngeren Studiengenossen ein förderliches Hilfsmittel zu einem eindringenden Verständnis des Grundtextes [des Neuen Testaments] zu bieten." Verfasser will sein Buch besonders als Unterstützung des kursorischen Lesens des Neuen Testaments für Studenten und Religionslehrer angesehen wissen. Es ist kein Zweifel, daß die Einprägung des neutestamentlichen Wortschatzes, der hier hauptsächlich nach synonymischen Gesichtspunkten zusammengestellt ist, durch das Buch erleichtert werden kann, und es wäre erfreulich, wenn auch die Erforschung der Sinnverwandtschaft des altchristlichen religiös-ethischen Begriffsschatzes durch die Arbeit Heines neu angeregt würde.

Deißmann

Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt von Th. Vogel. Zweite Auflage. Leipzig, Teubner 1900, 242 Seiten.

Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin, Mittler & Sohn 1899, 95 Seiten.

Zum Verständnisse Goethes. Vorträge vor einem Kreise christlicher Freunde gehalten von Dr. Otto Vilmar. Fünfte Auflage. Marburg, Elwert 1900. 344 Seiten.

*) Aus Oesers „Des Herrn Archemoros Gedanken über Irrende, Suchende und Selbstgewisse", der vierten Auflage (Basel, Reich 1899) neu eingefügt. Damit hätte ich das in Nr. 47 v. J. gegebene Versprechen eingelöst.

D H

Diese drei Bücher über Goethe stellen drei verschiedene Stufen der Objektivität dar und zugleich drei Arten, wie man Goethes religiöse Anschauungen bekannt machen kann. **Vogel** ist der objektivste, er sagt schon in der Vorrede zur ersten Auflage 1888 — von der die zweite sich fast gar nicht unterscheidet — daß er den Dichter und nur ihn von Anfang bis zum Ende das Wort führen lasse. Er vermeidet auch absichtlich alle Systematisierung, sondern gibt neunhundert einzelne Aussprüche Goethes in einer ganz leichten Sachordnung unter Titeln wie „Zug zur Höhe“, „Kämpfen und Wirken“, „Dulden und Entsagen“, „Einkehr und Buße“, im ersten Teil mehr die allgemeinen religiösen Anschauungen Goethes, im zweiten mehr seine Urteile über religiös-kirchliche Fragen, wie Offenbarung, Bibel, Christus, Urchristentum, sichtbare Kirche u. s. w. Da überall die Quelle angegeben ist — die Stellen sind aus den Briefen, den Gesprächen und den Werken genommen, die letzteren nach der Hempelschen Ausgabe zitiert — so ist dem Leser auch ein genaueres Eindringen in den Zusammenhang ermöglicht.

Der Verfasser hat „wissentlich nichts Wichtiges“ weggelassen, und man kann ja selbstverständlich keine Vollständigkeit verlangen. Aber einige recht bezeichnende Aussprüche habe ich doch ungern vermißt. Den wunderbaren Vers: „Von der Gewalt, die alle Wesen bindet“ möchte man doch gern ganz im Buche finden; die Ausführungen über Rationalismus und über den grausamen Gott der Dogmatik (mit Kanzler Müller) würden einen im Buch kaum vertretnen Zug beifügen; auch die Sätze über das Wort „Glaube“ im Brief an Jacobi vom 21. Oktober 1796, die Worte über „die Redaktion der Bücher Mosis“ (die Wellhausen in den Text seiner Prolegomena aufgenommen hat), die schöne Definition von Prophet und Poet (in den Noten zum Diwan), die Urteile über Kritik und Tradition (mit Müller), über die Wunder durch außerordentliche Individuen (mit Eckermann), das Wort von der ungeheuren Kultur, die Paulus mit dem Gebot des Gehorsams gegen die Obrigkeit zeigt (mit Riemer), die Ausführung über Religion und Kunst (mit Eckermann 1824), das Gedicht in den Invektiven, das mit den Worten schließt: „Gesunde kennen unsern Herren viel besser, als die Kranken,“ die Urteile über die Ohrenbeichte (mit Voß), die Gedanken über die Sakramente im zweiten Buch von Dichtung und Wahrheit — all das wäre ganz im Plane des Buches gelegen und würde seinen Wert erhöhen. Aber auch so ist das Buch wertvoll und außerordentlich geeignet, die falschen Vorstellungen von Goethes Stellung zur Religion zu zerstreuen.

Einen kleinen, aber nur einen kleinen Schritt von Vogels Objektivität entfernt sich **Bode**, dessen freilich viel kürzere Sammlung dadurch lesbarer geworden ist. Er giebt in einer, gegen die Preußischen Jahrbücher, in denen die „Reden“ zuerst erschienen sind, erweiterten Sammlung einen fortlaufenden Text, der Goethes Worte enthält, sammt dem Mörtel, den Bode zwischen die Fugen der Quadern gestrichen; für die Bedenklichen unter den Lesern ist durch eine genaue Quellenangabe am Schluß gesorgt, die Alles reinlich auseinanderlegt. Auch aus dieser kürzeren Sammlung werden noch sehr Viele Neues lernen können.

Ganz anders, und im schlimmsten Sinne subjektiv ist das Buch **Vilmars**. Der 1860 verstorbene Sohn des bekannten strammen Kirchenmannes und feinsinnigen Litteraturhistorikers geht hier ganz in den Spuren seines Vaters, dessen bekanntes Wort aus der „Theologie der Thatsachen“ den Standpunkt des Buches am besten kennzeichnet: „Es kommt darauf an, des Teufels Zähnefletschen aus der Tiefe *gesehen* zu haben — mit leiblichen Augen gesehen; ich meine das ganz unfigürlich.“ Der Sohn sagt (S. 20): „Die Tiefe des Faust zu ermessen, dazu gehört der einfache Christenglaube, dazu gehört die Erfahrung, daß des Teufels Macht wirklich eine Macht ist,“ und (S. 227): „es ist notwendig, die Kräfte der Finsternis, wie sie uns der Dichter darstellt, als Realitäten zu betrachten.“ Von diesem Standpunkt aus erklärt Vilmar sehr oft irgend ein Wort Mephistos aus den ihm bis ins Einzelne bekannten „Gewohnheiten Satans“. Trotzdem er selbst sagt, daß wir nicht „christliche Maßstäbe an Goethe ohne weiteres legen dürfen, um ihn zu tadeln“, sündigt er doch eigentlich das ganze Buch hindurch gegen diesen richtigen Grundsatz. Wenn Faust sagt: „Demut, Niedrigkeit, die höchsten Gaben der liebevoll austeilenden Natur“ — so ist dies ein „eiskaltes Wort“; wenn er sagt: „Du liebe Hand, so göttergleich“ — so ist dies „eine heidnische Phrase“; ja Vilmar geht so weit von der „satten Mannesseele Fausts“ zu sprechen und das doch ziemlich bescheidene Gedicht „Die wandelnde Glocke“ den andern Erzeugnissen der Goetheschen Lyrik, „zum Beispiel dem Prometheus und den Grenzen der Menschheit“ voranzustellen! Die sattsam bekannten politischen Ansichten des Vaters kehren beim Sohne wieder: „Sowie unsern Kaisern die echt deutsche Sehnsucht nach Italien fehlt, hört die Herrlichkeit des deutschen Reiches auf,“ sagt er, und die Worte von dem guten Magen der Kirche glossiert er so: „Die Kirche allein kann unrechtes Gut verdauen, der Staat wenigstens kann es nicht, wie die zerrütteten Finanzzustände der modernen Staaten beweisen, die durch Konfiskation von Kirchengut sich haben bereichern wollen.“

Das Buch selbst ist ein Bruchstück, vom Vater nach dem Tode des Sohnes herausgegeben; siebzehn Seiten behandeln die Lyrik, die übrigen 327 den Faust bis zu der Szene „Marthens Garten“. Es fehlt nicht an feinsinnigen Bemerkungen, und trotz allzuhäufig wiederkehrender großer Flüchtigkeiten im Ausdruck kann man für den religiösen Inhalt Fausts auch aus diesem sonderbaren Buche Etwas lernen.

Christlieb

Reminiscences. By **M. Betham-Edwards.** Tauchnitz-Edition, Vol. 3290. 1.60 Mk.

Miß Betham-Edwards hat ihre Lebenserinnerungen herausgegeben. Ich fürchte, dieser oder jener Leser wird fragen: wer ist Miß Betham-Edwards? Aber man vergißt solche ungalanten Fragen, wenn man sich in das Büchlein hineingelesen hat. Es bietet des Interessanten genug, um der Verfasserin für allerlei Anregung dankbar zu sein, auch wenn man die Werke, durch die sie bekannt geworden ist, nicht kennt. Besonders, was sie von hervorragenden Persönlichkeiten zu erzählen weiß, wird Manchem wertvoll sein. Sie führt uns bei George Eliot und Lewes, bei Franz Liszt, bei Carlyles Freunde Thomas Wilson und manchem Andern ein. Für Carlyle, den „Verteidiger brutaler Gewalt“ (in der Niggerfrage) hat sie sehr wenig übrig, erzählt auch eine Anekdote von ihm (S. 227 Anm.), die seine Eitelkeit und Eifersucht beleuchten soll. Auch von dem „Hund- und Katzenleben“ bei den Carlyleschen Eheleuten spricht sie in diesem Zusammenhang. So interessant viele persönliche und kulturgeschichtliche Erinnerungen in dem Buche sind, und so anerkennenswert viele Urteile über Personen, Institutionen und Verhältnisse wegen ihrer Unabhängigkeit, z. B. das freilich auch etwas überschwängliche Urteil über die Heilsarmee (240) — ein liebenswürdiges Buch sind diese Reminiscences nicht. Die Verfasserin hat Viel gesehen und mit offenem Verständnis gesehen, hat Witz und Verstand und Darstellungsgabe in respektablem Maße. Vor allem auch ein gesundes soziales Empfinden. Aber man wird nicht recht warm dabei, und das ist schade. — Theologie und Theologen haben, wie sie ausdrücklich erklärt, nie die geringste Anziehung für sie gehabt (235).

P. Jaeger

Kleine Mitteilungen. Die Zeitungen melden: „Die königliche Akademie der Wissenschaften in Turin beschloß, dem Professor **Ernst Haeckel** in Jena den großen Bressapreis von zehntausend Lire für die **hervorragendste wissenschaftliche Arbeit der letzten vier Jahre** zu verleihen. — Hoffentlich sind nicht „die Welträtsel“ gemeint. Unsre deutschen Naturwissenschaftler urteilen über die wissenschaftliche Größe des Haeckel von heute anders. Uebrigens hat, wie wir eben erfahren, Professor Haeckel endlich irgendwo auf den Brief des Professors Loofs geantwortet. Wir berichten Näheres, sowie wir dazu in der Lage sind.

846000 **Seelen Geburtenüberschuß im deutschen Reich** Anno 1898. Diese Ziffer will uns nicht aus dem Sinn kommen. „Und was thut die evangelische Kirche?“ Geht sie wacker voran im Neubau von Kirchen; in der Neugründung und Zerschlagung von Gemeinden, in der Neuanstellung von Pfarrern und Predigern (eine Menge älterer tüchtiger Kandidaten harren noch der Verwendung), in der Auflösung der großen Konfirmandencöten? In Alledem sollen unsre wohlorganisierten Landeskirchen zeigen, was sie wert sind.

325000 **Seelen Geburtenüberschuß in Oesterreich**, Cisleithanien. Man muß das beachten zur Beurteilung der österreichischen Bewegung. Dann entsagt man übertriebenen phantastischen Erwartungen und wird um so inniger und eifriger in der Pflege des Lebens, das sich regt. Jede Woche bringt neue, herzendringende Hilferufe. So liegt wieder einer aus Dux in Böhmen vor. Unser Blatt hat den Raum nicht, alle diese umfangreichen Bitten abzudrucken. Man stärke desto mehr die allgemeinen Sammelstellen, die jeder Gemeinde das Ihre zuweisen werden. — Einen **Neujahrsgruß aus Oesterreich** sandte uns Pfarrer Lic. **Kolatschek** aus Villach in Kärnten freundlichst zu. Er lautet:

Thu es bald!

Ernste Mahnung klingt in ernster Zeit;
Das Lebenswort zu hören sei bereit!

Stähle Geist und Herz in heilgen Flammen,
Daß Gotteslichter brennen hell zusammen!

Brich die Sklavenketten, brich sie alle!
Sie bringen Gottes Ebenbild zu Falle.

Werde frei! Die Freiheit sei dein Adel,
Du Gotteskämpfer ohne Furcht und Tadel.

Säume nicht! Gott ruft! So **thu es bald!**
Bedenke wohl des Todes Allgewalt!

Quittung folgt in nächster Nummer.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Dienstag, 5. Februar 5—7, Rosenau: Thesen aus den im November gehaltenen Vorträgen über **die Wahrheit der christlichen Religion.**

Ein Junge

Frankfurt a. M., 13. Jan. 1900

Otto Paech und Frau

Für das Civil-Waisenhaus zu Potsdam, dessen Zöglinge die höheren Schulen besuchen, wird zur Unterstützung in der Erziehung ein Kandidat der Theologie gesucht. Gehalt freie Station und 600 Mark.

Prof. Lange.

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1600

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, Freiburg i. B. und Leipzig.

Nr. 1. Vierteljahrsübersicht über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiete der deutschen evangelischen Landeskirchen — Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Weingart (1. Erkenntnis zweiter Instanz; 2. Zur Vorgeschichte; 3. Bewegung in Osnabrück); Aus Hamburg — Verschiedenes: Aus der modernen Litteratur; Vermischte Nachrichten (Neues Lutherbildnis entdeckt; Feier der Jahrhundertswende; Neue Zeitschrift; Zum Bau der evangelischen Kirche in Rom; Berichtigung betr. Bischof Baltik) — Anzeigen.

Nr. 2. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zum Fall Weingart: Ueber die Gründe der Einflußlosigkeit der Theologie (Harnack, Cremer, Seeberg) — Verschiedenes: Die Verhältnisse der deutschen Evangelischen in Rom

Einbanddecken

für das Jahr 1900 sind bereits jetzt zu haben. Sie kosten je 1,60 Mk. und können durch jede Buchhandlung oder direkt vom unterzeichneten Verlag bezogen werden. Bei direktem Bezug wird das halbe Porto der Zustellung, für Deutschland 15 Pf., für das Ausland 35 Pf. berechnet.

Für denselben Preis sind auch wieder Einbanddecken für Christliche Welt und Chronik zusammen zu haben.

Außerdem stehen Einbanddecken zu allen früheren Jahrgängen zur Verfügung.

Wir bitten um freundliche Bestellungen!

Marburg Verlag der Christlichen Welt

Für den Konf.-Unterricht.

Bei **Hellmuth Wollermann** in **Braunschweig** erschien:

Brief über die Konfirmation.

Seelsorgerischer Brief des konfirmierenden Pastors an die Eltern, Vormünder 2c. der Konfirmanden.

10 ₰, 25 St. ℳ 2, 50 St. ℳ 3.50, 100 St ℳ 5, 1000 St. ℳ 45.

Probeexemplar kostenlos.

Absatz bisher über 50000 Exemplare!

Der Kunstwart.

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.

Was willst Du werden?

Ratgeber bei der Berufswahl.

Der Wagenbauer

Preis 50 Pfg.

Verl. von **Paul Beyer** in **Leipzig.**

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft

Organ des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins

Herausgegeben von

Prediger Dr. **Arndt** in Berlin

Jahrgang 1900, Heft 1: Pf. Munzinger, Wann wird die Welt dem Christentum gehören? Japanisches: Dr. Hering, Die neuen Handelsverträge, Derselbe, Die Dossischa und der Amerikan Boar. Koloniales: Lic. Dr. Kind, Die deutsche Kolonialschule Wilhelmshof zu Witzenhausen, Relig.-wiss. Rundschau: Lic. Dr. Gloatz, Arten und Stufen der Religion bei den Naturvölkern. I. Afrika. — Aus der Mission der Gegenwart. — Litteratur. — Vereinsnachrichten.

Jährlich 12 Hefte, 5 Mark — Postzeitungskatalog 8457

Verlag von A. Haack in Berlin

Hoffmannsches Institut in Darmstadt

Höhere Mädchenschule und Pensionat.

Zu Ostern 1900 eröffne ich neue Fortbildungskurse in Erziehungskunde, Volks- und Hauswirtschaftslehre und Gesundheitslehre, alle verbunden mit praktischen Uebungen. Die alten Kurse für Deutsch, fremde Sprachen, Weißzeugnähen, Kunstgeschichte u. Zeichnen bleiben bestehen. Pensionspreis 1000 M., für Pfarrtöchter Ermäßigung. Alles Nähere durch **C. v. Szczepanski**, staatlich geprüfte Schulvorsteherin.

Pianinos v. Mk. 400.— an.

Harmoniums von Mk. 80.— an.

Höchster Baarrabatt. Ratenzahlg. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. **Gr. illustr. Katalog gratis-franco.**

Wilh. Rudolph i. Giessen.

Gebr. Stoffregen, Hannover im evangelischen Vereinshaus empfehlen alle Arten Paramente und Kirchengeräte Kirchenkronleuchter, Wachslichter, Hostien, ferner: Talare, Baretts und Bäffchen III Kataloge. Billigste Preise. Reelle Bedienung.

Bei angemessener freier Behandlung

Alkohol-Entziehungskur

Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.

Prospect frei.

THEE

J. T. RONNEFELDT FRANKFURT a/M.

Beliebteste Sorten:

F. Familien-Thee	M. 2.50
F. Congo	„ 3—
F. F. Familien-Thee	„ 3.50
F. F. Souchong	„ 4—

Postsdg. v. M. 10 — an „Franco“

Ronnefeldt, Frankfurt a/M. Zeil 33.

Am 1. Januar beginnt der neue Jahrgang!

Neue Abonnenten erhalten bis dahin gratis:

DIE UMSCHAU

Die Umschau — Pro Quartal M. 3.00

Übersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesamtgebiet der Wissenschaft, Technik, Litteratur und Kunst.

Jährlich 52 Nummern. Illustriert.

Preis vierteljährlich **M. 3.00.**

„Die Umschau“ zählt nur die hervorragendsten Fachmänner zu ihren Mitarbeitern.

Probenummer durch jede Buchhandlung, sowie von der Geschäftsstelle der „Umschau“, Berlin W 57 zu beziehen.

Ostern 1899 ist erschienen:

Die Auferstehung des Herrn

und seine Erscheinungen

von

G. Burkhardt,

Missionsdirektor in Herrnhut.

Preis geheftet 2,80 Mark, gebunden 3,60 Mark.

Vgl. die Empfehlung in No. 1 der Chr. Welt

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinr. Bauer in Marburg

Hierzu eine Beilage der J. Ricker'schen Verlagsbuchhandlung: Ankündigung der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und die Kunde des Urchristentums